

Imprimat legal 757

Ostland

VOM GEISTIGEN LEBEN DER AUSLANDDEUTSCHEN ZEITSCHRIFT

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Biblioteca Universitară Regala Ferdinand I.
din CLUJ.
Nr. 203 1929
EXEMPLAR LEGAL



3. JAHR

I. HEFT

OSTLAND-VERLAG, HERMANNSTADT

Mediascher Bank

Aktiengesellschaft

Mediasch

Gegründet 1862



Gegründet 1862

BCU Cluj / Central University Library Cluj

und

ihre **Zweiganstalten** in

**ARAD, HELTAU und
HERMANNSTADT**

empfehlen sich zur gewissenhaften

**Durchführung aller Bank-
geschäfte**



Ostland

Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

1. Heft

Januar 1928

3. Jahrgang

Professor Michael Csaki, Rustos des Baron Bruckenthalischen Museums †

Zu seinem Gedächtnis

von Bischof D. Friedrich Seutsch

Um 29. November 1927 ist in Hermannstadt nach kurzer Krankheit Michael Csaki, Professor i. R. und Rustos des Bruckenthalischen Museums, noch nicht ganz 70 Jahre alt, gestorben. Ein äußerlich bescheidenes Leben, aber voll reichen Inhalts, ist damit zu Ende gegangen, vor allem geradezu typisch dafür, wieviel Hingabe und persönliche Anspruchslosigkeit im Dienst des großen Gedankens steht, ohne Aufsehen mitzuarbeiten an der Erhaltung deutschen Lebens im Ausland und die Mittel zu dieser Erhaltung schaffen zu helfen.

Csaki entstammte einer alten Mediascher Familie und war 1858 geboren, besuchte das Mediascher Gymnasium, dann die Hochschule in Wien und Leipzig, und bereitete sich auf den Lehrer- und Pfarrerberuf vor. Den ersten übte er in Algnetheln (1880—1885) aus, dann als Professor erst an der Mädchenschule in Hermannstadt, zuletzt am Gymnasium, zum zweiten ist er nicht gekommen. Seine Studien hatten ihn auf das Arbeitsfeld geführt, das ihm am meisten entsprach, er wurde 1892 Rustosadjunkt und 1895 Rustos am Bruckenthalischen Museum und diesem ist 35 Jahre hindurch, ein Menschenalter lang, seine Arbeit gewidmet gewesen.

Das Bruckenthalische Museum ist bekanntlich vom Gouverneur Siebenbürgens Sam. v. Bruckenthal, geb. 1721, gest. 1803, Gouverneur 1777—1787, geschaffen worden, seine Hauptbestandteile die Bibliothek, jetzt rund 150.000 Bände, und die Bildergalerie. Die Schöpfung muß in die Zeit hineingestellt werden, der sie entsprang. Es ist doch nicht Zufall, daß um dieselbe Zeit Bischof Batthyani in Karlsburg die große Bibliothek und Handschriftensammlung anlegte und in M.-Vasarhely Graf Teleki das gleiche tat. Die große geistige Welle, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine neue Zeit vorbereitete und heraufführte, die Aufklärung und was mit ihr zusammengehörte, bewegte auch hier die Wasser, und ein Zeichen dieses neuen Lebens waren die genannten Schöpfungen. Sie hatten gleichzeitig



zwei Ziele im Auge. Das eine war: die kleine Geisteswelt hier in Zusammenhang zu bringen mit der großen draußen; das andere, dieses neue Leben den hiesigen Verhältnissen dienstbar zu machen. Bei Bruckenthal mußte der Gedanke sich sofort in die Formel umsetzen, die Sachsen und das deutsche Geistesleben in Verbindung zu bringen und durch solche Verbindung die geistigen und sittlichen Kräfte in ihnen zu stärken.

Es ist nicht sofort in erhoffter Weise gelungen. Das Museum wurde erst 1817 eröffnet, wobei die Überzeugung „von dem großen und entschiedenen Einfluß, den Künste und Wissenschaften auf das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft behaupten“, zum Ausdruck kam und der erste Bibliothekar (J. J. Roth, † als Hermannstädter Stadtpfarrer 1866) vom Gründer sagte:

Durchbrechen wolltest du die Schranke,
Die eingeengt der Sachsen Sinn,
Daß nimmer in dem Ringen wanke,
Daß fessellos zum Ziele hin:
Nach Bildung, Kunst, Geschmack er strebe
Und wirkend sie ins Leben webe!

Es wurde klar ausgesprochen, daß das Museum bestimmt sei, ein „Sächsisches Nationalmuseum“ zu werden.

Diese hohen Ziele zu erreichen, hat M. Esaki als seine Lebensaufgabe angesehen. Die erste Voraussetzung war die Ordnung und dann die Vermehrung der Bibliothek. Die erstere galt es bloß aufrecht zu erhalten, ihre Benützung aber durch Vervollständigung und Neuanlegung von Katalogen zu erleichtern, scheinbar mechanische Arbeiten, die aber Genauigkeit und gewissenhafte Kleinarbeit erfordern, die Esaki auszeichneten. Es war ein Leid, das ihn drückte, daß die Mittel so gar bescheiden waren, die zur Verfügung für die Vermehrung der Bibliothek standen, und so ist er nicht müde geworden, durch immer neue Anregungen neue Mittel zu schaffen und neue Wege zu zeigen, wie sie geschafft werden könnten. Es ist in erster Reihe sein Verdienst, daß die Lücken nicht größer sind.

Neben der Bibliothek stand seinem Herzen die Bildergalerie am nächsten. Er hatte sich im Laufe der Jahre eine beachtenswerte Kenntnis von der Entwicklung der Malerei erworben und spezielle Kenntnis von der Technik der Malweise, so daß er die einzelnen Künstler zu erkennen und zu kennzeichnen wußte, und es ist sein Verdienst, daß er der Bildergalerie allmählich den Ruf verschaffte, der ihr verloren gegangen war und eigentlich erst begründet werden mußte. Die Restaurationen einer ganzen Reihe schadhafter Bilder, die Ausschcheidung minderwertiger Bilder, die neue Aufhängung des wertvollen Besitzes, das alles ist ohne seine entscheidende Mitwirkung nicht zu denken. Er hat wesentlich mitgeholfen, daß Frimmel seine maßgebenden Studien über die Galerie und einzelne Meister veröffentlichte und daß Publikationen verschiedener Art (Kataloge, Abhandlungen, Bilder) die Sammlung bekannt machten.

Und all das waren doch im Grunde nur Vorarbeiten, die Hauptaufgabe war: den Schatz der Allgemeinheit dienstbar zu machen. Dazu dienten kleinere und größere Ausstellungen und — nicht zuletzt, wie sich der Kurator den Besuchern zur Verfügung stellte. Ob man ein Buch haben wollte, oder Rat, wo dieses und jenes zu finden sei, oder ob man unter seiner Führung die Bilder sah und Auskunft über das eine oder andere haben wollte, er stand niemals ungeduldig, stets bereit, Auskunft zu geben, jedem zu Diensten, dabei bewußt, daß er Hüter großer Schätze sei, die man zu würdigen habe.

So wurde das Museum in der Tat in wachsender Weise ein Faktor in der Geistesarbeit nicht nur der Sachsen hierzulande, sondern auch für die andersnationalen Arbeiter und entwickelte sich zu einem solchen für die Deutschen in Rumänien überhaupt. Die Bildergalerie ist die einzige große öffentliche zugängliche im ganzen Lande und was für eine Bedeutung sie für unsere sächsische Malerei hat, das wartet noch auf seine Darstellung.

Für weitere Kreise noch ist die Bibliothek von Bedeutung. Es ist wieder die größte deutsche Bücherammlung hierzulande und wer auf irgend einem Gebiet wissenschaftlich zu arbeiten versucht, der weiß ihre Bedeutung zu schätzen. Daß auch ausländische Bibliotheken ihre oft einzigen Sachen durch Vermittlung des Bukarestha'schen Museums zur Verfügung stellen, ist oft der einzige Weg, zu deren Kenntnis zu gelangen.

Die kulturelle Bedeutung des Museums ist mit der Bibliothek und Gemäldesammlung nicht erschöpft. Nicht mit Unrecht legte Csaki besonderen Wert auf die Sammlung der heimischen Goldschmiedearbeiten, die kunsthistorisch von unschätzbarem Wert ist. Sie verständig zu vermehren war ihm eine besondere Freude und ebenso sie — mit dem Gebetbuch, das Goldes wert bei den Goldschätzen aufbewahrt wird — den Besuchern zu zeigen und zu erklären! Es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, die einzelnen Abteilungen des Museums aufzuzählen — prähistorische Sammlung, Handschriftensammlung, Münzen- und Kupferstichsammlung u. a. — an deren Entwicklung der Kurator selbstverständlich Anteil hatte, oder deren Wert zu bezeugen; nur die Volkskundesammlung sei besonders hervorgehoben, da sie Csaki eigentlich erst geschaffen hat und in ihr mit zum Ausdruck kommt, daß das Ziel war: das sächsische Nationalmuseum. Überall handelt es sich zuletzt darum, geistige Güter zu schaffen und sie zu stärken.

Daß bei solcher Arbeit immer wieder Bukarestha's imponierende Persönlichkeit in den Vordergrund trat, ist natürlich und Csaki hat jeden Anlaß benützt, ihre Bedeutung in das rechte Licht zu rücken, vor allem in dem Vortrag anläßlich des hundertjährigen Todestags (1903). Es ist immer eine Erhebung zu sehen, wie ein großer Gedanke ein Menschenleben füllen kann und hier war es der: Bukarestha's Schöpfung dem Deutschtum hier, im weiteren Sinn der deutschen Kultur im Lande dienstbar zu machen.

Das Wort des ersten Kurators des Museums, das er bei dessen Eröffnung gesprochen, mag Leitstern für die zukünftige Arbeit des Museums und zugleich ein Dankwort an den jüngstverstorbenen Kurator sein:

Was von außen sich gegründet,
Was dem Zufall sich entwindet,
Ist der Wandlung Eigentum . . .
Siegend nur das Eine ringt,
Was durch innere Kraft sich nähret,
Was zur Tat der Wille bringt!

In deutschen Dörfern an der Wolga

von Josef Ponten

Da wohnen diese Deutschen in den stillen, stillen Dörfern, auf dem hohen Bergufer diesseit, auf dem flachen Wiesenufer jenseit der Wolga, und hier bis in die Kirgisensteppe hinein. Niemals sah ich so stille Dörfer. Aus der weiten russischen Ebene strömt Stille in sie ein, und sie selbst antworten mit Stille. Da gibt es keine Wälder, aus denen Artzschlag tönt, nur einiges Buschwerk, ziemlich entlegen von den Behausungen; kein Berg ist da, von dem der sympathische Lärm eines Dorfes widerhallt; in den Dorfstraßen kommt kein Echo auf von Fuhrwerk oder Viehgebrüll, denn die Häuser sind niedrig und die Straßen sehr breit, russisch breit, das weite Land erlaubt es, und die Feuergefährlichkeit macht es für die holzerbauten Häuser ratsam; die Straßen sind nicht befestigt und nicht gepflastert, die Wagen fahren still in der staubigen, mulmigen Erde; in den breiten Straßen liegen die weiträumigen Gehöfte, an Raum ist ja kein Mangel, es wohnen weit weniger Menschen auf der Siedlungsfläche, als auf der gleich großen Fläche eines unserer Dörfer; nicht alle Dörfer besitzen eine Kirche, so daß Geläut der Glocken oft fehlt, und haben sie eine Kirche, so haben manche keinen Pfarrer, der Pfarrer kommt von Zeit zu Zeit aus dem Nachbardorf — was man so in Rußland „Nachbardorf“ nennt —; und sie haben keine Schenke, aus der Sonntags Singen und Gegröhle tönt, keine Wein-, keine Bier-, keine Branntweinschenke, nicht einmal eine Seestube (auch kein Wirtshaus, in dem man unterkommen könnte), und keine Schützenwiese, von woher es Sonntags so lustig knallt; und hätten sie Seestube, Branntweinschenke und Schützenwiese — obgleich diese Deutschen zum großen Teil von geräuschvollen Rhein- und deutschen Westländern abstammen, mir scheint, sie sind ziemlich phlegmatisch geworden, wenigstens fand ich sie so, vielleicht hat der Charakter des ebenen Landes mit seiner Schwermut und Melancholie doch den Charakter dieser deutschen Menschen beeinflusst und ein wenig gewandelt.

In einzelnen deutlichen Zügen sind sie unleugbar Russen geworden. Ihre Häuser sind völlig russische. Sie unterscheiden sich in ihrer äußeren Formgebung in nichts von denen reinrussischer Nachbardörfer, außer vielleicht durch eine wohlgefällige größere Sauberkeit und Ordentlichkeit. In einem Falle jedenfalls, als ich auf einem Leiterwagen aus einem reindeutschen Dorf in ein reinrussisches

Dorf fuhr: wenn selbst der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, dieser Allrusse, Allslawe, bei mir gewesen wäre, er hätte den augenfälligen Unterschied zugunsten des deutschen Dorfes nicht leugnen können. Aber die hölzernen Häuser selbst, ihr Grundriß, ihre Architektur, ihr Schnitzwerk an Fenstern, Giebeln und Hofstoren, alles ist so wie in den russischen Dörfern. Das kommt wohl daher, daß den Einwanderern in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts von der russischen Regierung und durch russische Beamte Häuser erstellt wurden (oder doch erstellt werden sollten), die Regierungsvorsorge wird den Stil bestimmt haben. Was den Grundriß und die architektonische Raumordnung angeht, war es gewiß das Rechte, denn diese sind im russischen Hause den klimatischen und geographischen Bedürfnissen des Landes angepaßt, entstanden, Neuländer im Lande mußten die Gesetze der Natur des Landes annehmen und konnten sie nur beherrschen, indem sie sich ihr fügten. Deutsche Hausformen hätten dem ungewöhnlich heißen russischen Sommer und dem ungewöhnlich kalten russischen Winter nicht entsprochen. Da ist z. B. und als wichtigstes Architekturelement des russischen Hauses der Ofen: im Winter ist er Lebensquelle, Herd und Altar des Hauses, alles gruppiert sich um ihn, man sitzt an ihn gelehnt, und wenigstens die Russen schlafen auf ihm (in den deutschen Häusern sah ich regelrechte Betten, Ehebetten, Kinderbetten, Gesindebetten). Im Sommer aber hält man es in einem Raum mit Ofen und Herd nicht aus, im Hof ist ein besonderer Ofen, aus Lehm, der in der Hitze steinhart wird, kunstvoll und praktisch eingerichtet (er wächst mit den Bedürfnissen; braucht man ein neues Feuerloch, so wird es im nassen Lehm der Gesamtarchitektur des Ofens an- und eingefügt), und ein besonderes Haus, leicht und lustig, das Sommerhaus, ist um ihn entstanden, in dem die Familie sich den Tag über aufhält, die Hausfrau kocht und hantiert, die Männer essen, die Kinder spielen; und nur zum Schlafen geht man hinüber ins Winterhaus, welches das eigentliche Haus bleibt.

Nicht einmal Kaufläden habe ich in den Dörfern, in denen ich war, gesehen, die Wirtschaft jedes einzelnen scheint sich selbst zu genügen, auch Hufschmiede, Stellmacherei und Wagnerei, die in keinem deutschen Dorf in Deutschland fehlen, erinnere ich mich nicht gesehen zu haben. Die Hausfrau bereitet mit ihren Töchtern im Sommer die Vorräte für den Winter vor, auf den Dächern werden im langen heißen Steppensommer Apfelschnitze und alle Kernfrüchte getrocknet, Tabakblätter hängen in Girlanden, die Urbusen (die Wassermelonen) werden zu Hause für den Brotaufstrich eingekocht, und in jeder Familie scheint von den Frauen das Brot selbst gebacken zu werden. Im 18. Jahrhundert wird es in Deutschland kaum anders gewesen sein, mir scheint, diese Deutschen dort draußen sind in ihrer Abgeschlossenheit von der Welt auf der Wirtschaftsstufe des 18. Jahrhunderts stehen geblieben, und daher mutet ihr Leben so außerordentlich altertümlich und altmodisch an. Mir scheint, wer heute sich ein Bild von den Zuständen im deutschen Dorf zur Zeit unserer Ureltern machen will, er könnte es in Deutschland nicht mehr, nur noch bei den deutschen Bauern an der Wolga finden.

Ist das der Grund, weshalb mir, einem Abkömmling von Bauern, bäuerliches Leben mit all seinem Reiz und all seiner Idylle und aller land- und erdgebundenen Echtheit seiner Lebensformen nie so unmittelbar und überzeugend sich geoffenbart hat wie dort draußen an der Wolga?

Die Männer arbeiten auf den Feldern. Sie säen, sie mähen, sie ernten und dreschen — Dreschmaschinen und Scheunen sah ich keine, die „Frucht“ wird draußen vor dem Dorf in hohen Mieten aufgestapelt und verarbeitet.

Nur die Kirchen in den Dörfern sind fremdländische Gebilde. In einem russischen Kirchdorf ist die Kirche ein byzantinisch-russischer Bau, blockig, mit Kuppeln besetzt, die meist grün und bisweilen goldfarben sind, und die Kreuze darauf sind mit Ketten als Windschützen gehalten; nebenan steht der Glockenturm oder der (offene) Glockenstuhl. Zwar auch im deutschen Dorf schwingen die Glocken nebenan in kunstvoll und statisch abgestützten offenen Stühlen, mag sein, daß die auch aus Holz erbauten Türme der Kirchen nicht stark genug für Gewicht und die Schwingungsmechanik der Glocken sind. Aber der Turm selbst ist ein regelrechter Turm westländischer Formung, blockig in sich verjüngenden Stockwerken errichtet, die mit einer kleinen grünen Kuppel oder Zwiebelhaube schließen, und das Ganze endet in einem freistehenden vergoldeten, nackten, großen protestantischen Kreuz (ich war nur in protestantischen Dörfern). Und der Kirchenraum dahinter selbst ist ein rechteckiger hoher hölzerner Saal, mit kreuzbesetztem Altar, mit großer Kanzel für die großen, mit kleiner für die gewöhnlichen Gottesdienste, mit Betspult des Predigers, den Sitzbänken und den Tischen mit den Zahlen der Gesangbuchverse, die beim heutigen Gottesdienst zu singen sind, rechts sitzen die Männer, links die Frauen, vorn in geschlossenen Bänken die Gemeindevorsteher und die Ältesten, und eine Orgel ist da für die Feste und ein Harmonium für die gemeinen Sonntage — ganz wie drüben im Reich in den religiös reinsten Gemeinden eines geographisch zusammenhängenden Protestantismus. Die Kirchen sind im klassizistischen Stil gehalten, des Stils der Zeit, in der die Auswanderer Deutschland verließen — mir scheint, auch neue Kirchen würden sie nicht anders kleiden, und so ist auch in dieser Hinsicht die Zeit stehen geblieben. Mit großen schwarzen, in die Achsel gleich einem Knüppel Holz geklemmten Gesangbüchern, auf die einfache große Kreuze in Gold aufgedruckt sind, pilgern die Gläubigen zum Gottesdienst während des stürmischen Geläutes, das die Dorfbuben auf dem offenen Stuhl mit Kraft und lustiger Hingebung veranstalten. Die Weiber betreten die Kirche sofort, von den Männern aber nur die alten, die jüngern treten draußen auf der Treppe zusammen zu einem sonntäglichen Gemeindepalaver, sie sind mit altertümlichen schwarzen Kleidern angetan und tragen große runde, typische, altmodische Bauernfilze, die wir fast nur noch von alten Bildern her kennen, oder Rappen mit Schirm (es sollen alte hessische Typen sein, eine Rappenfabrik soll sich gleich nach der Einwanderung in einer benachbarten Stadt zur Herstellung dieser hessisch-deutschen Kopfbedeckung aufgetan haben). Ganz selten trägt ein Bauer im langen Rock einmal russische Filzstiefel, die meisten aber echte schwarze,

hohe, gewichste Schafstiefel. Die an den Männern vorbeisireitenden Frauen und Mädchen sind mit weiten steifen Röcken und mit Kopftüchern bekleidet, die Frauen in Dunkel oder Schwarz und nur die Mädchen in bunten grellen Farben, auf welche russische Sitte mag eingewirkt haben. Aber da kommt der Pfarrer aus dem Pfarrhause hergeschritten im schwarzen Kittel mit Besschen, oder er kommt auch angefahren aus dem Sprengeldorf, oder es schreitet auch nur der Schulmeister aus dem Schulhause her, der an Stelle des Pfarrers den Gottesdienst heute besorgt — auch die Männer treten auf knarrenden Stiefeln über die knarrenden Holztrepfen und die Dielen des Vorplatzes in die Kirche, die Türen schließen sich hinter dem Schulmeister, das Geläute verstummt, und von drinnen tönt der schrille Gesang des weiblichen Teils der das Eingangslied singenden Gemeinde und die laute Stimme des betenden oder das Evangelium und eine Erbauungspredigt aus einem Buche vorlesenden Schulmeisters.

Für gewöhnlich ist das einzige, was man in den Tagesstunden beim Wandern durch ein deutsches Dorf an der Wolga sieht, das ungehemmte Herumtreiben der Schweine von der Rasse der Borstenschweine, die morgens die Höfe verlassen und abends in ihre Ställe heimkehren. Hühner und Gänse gehen in Familien spazieren, Kinder spielen mit den Schweinen oder mit Altersgenossen — aber alles gedämpft, still, irgendwie fern, fast mythisch.

An den Häusern der Straße zu finden sich Zeichen angenagelt: ein Eimer, zwei oder drei Eimer, ein Faß, eine Art, eine Leiter, ein Pferd, ein Fuhrwerk, namentlich aber Eimer und Tonnen, und es ist zu sehen, daß auf den größeren Höfen das größere Gerät oder ein mehreres des Kleinen verzeichnet ist — das sind geschulte Leistungen des Hofes bei einem Brand im Dorf.

Der Agent oder Kommissionär in weißer Russenbluse, doch ein deutscher Mann, geht über die Dorfstraße von Hof zu Hof, er mag Aufträge einsammeln an dem wenigen, was aus der Stadt mitzubringen sein dürfte und im kaufmannslosen Dorf nicht zu haben ist, denn er macht seine monatliche Reise, die immerhin eine Woche dauert, drei Tage hin, drei Tage her, auf der Wolga in die „nahe“ Stadt Saratow. „Seid Ihr aus Deutschland, wirklich und wahrhaftig aus Deutschland? Du kommst ganz richtig aus Deutschland?“ fragen einen in fast biblisch einfacher Rede die Männer, wenn sie abends vom Feld hereinkommen und auf den Bänken vor ihren Höfen sitzen und ihre Pfeifen schmauchen. Es sind Männer, wie alten Bauernkalendern entstiegen, mit großen glänzenden Knöpfen auf den Röcken und mit alten wunderlichen Filzhüten oder Sclermützen auf den Köpfen. „Wie ist denn in Deutschland? Nun ja, die Deutschen, die sind tüchtig! (Man hat eine grenzenlose Achtung vor Deutschland.) Ihr habt euch ja rasch wieder emporgearbeitet, wir hier sind noch nicht so weit.“ Sie sprechen in ziemlich reinem Deutsch, der Tonfall und die dialektische Färbung sind ganz unverfälscht, man kann heute noch die Nachkommen von Moselanern, von Hessen, von Pfälzern, von Schwaben unterscheiden. „Kommst du (trauliches Du!) aus Berlin? Was macht euer Kaiser? Ist er tot wie unser Zar? Du kommst nicht aus Berlin? Aus

München? Wo ist das, München? Auch in Deutschland? Und vom Rhein bist du? sagst du? Gevatter, der Mann aus Deutschland sagt, wir stammen auch vom Rhein. Das ist aber komisch. Ist das dort, wo die Burgen stehen? Habt ihr heuer guten Wein? Was machst du hier? Land und Leute sehen? Hm, dann bist du wohl ein Professor. Ein Doktor bist du? Kannst du meine Alte heilen, die seit zwei Jahren daliegt und schnauft? Nein? Dann bist du auch kein richtiger Doktor! Also bist du doch ein Professor, die Doktors können alle die Kranken heilen.“ Da kommt einer vom Feld gelaufen, ein jüngerer Mann, er hat sich eine Hand verletzt in der Maschine, er hat Dünger auf die Wunde gelegt, er hat gehört, ein fremder Doktor ist im Dorf. „Nein, das ist kein Doktor! Das ist bloß ein Professor!“

So reden sie und reden auch untereinander in reinen deutschen Stammsprachen, nur die Wörter für Maße und Gewichte, wie Werst und Pud, sind natürlich russisch, aber auch für „Simer“, für „Besen“ und gewisse Geräte gebrauchen sie russische Wörter. Die Alten unter ihnen haben das Wort, die Jüngeren schweigen, denn es gibt noch Patriarchentum und Autorität, und sie reden langsam und schwerfällig, und sind wohl auch mißtrauisch, es sind alte Kalenderbauern. Und sehr schwer ist es, sie ein wenig auszuholen über ihre Familien, ihr Leben, ihre wirtschaftlichen und politischen Ansichten, über ihre Erlebnisse in Kriegs- und Revolutionszeiten, und obgleich mich nur das rein Menschliche an ihrem Leben und Dasein interessiert, und ich die politischen Dinge nehme, wie sie sind, so ist es doch eine Arbeit, wie wenn ich Wasser aus einem tiefen Steppenbrunnen heraufzuwinden hätte.

Andere sind aber nicht so befangen und mutiger. „Wir haben nichts zu verbergen“, sagen sie, „wir nehmen die Dinge in Rußland, wie sie sind. Wir sind arm, das ist wahr, aber es geht uns schon viel besser. Die Kriegsjahre, wo unsere jungen Männer an der Front waren, und man uns von hier vertreiben wollte nach Sibirien, Nikolai Nikolajewitsch wollte das, und dann die Revolutionszeit, das Hin und Her von Weiß und Rot und namentlich das Hungerjahr, ja das war schrecklich. Wie die Fliegen starben die Menschen, still und stumm, 30 und 40 v. H. sind heute in den Dörfern weniger — ja, aber jetzt geht es uns besser. Und Land haben wir jetzt viel, Land haben wir genug, es fehlt uns nur an Zugvieh. Und wenn Europa ruhig wird und der Handel sich wieder hebt, dann mögen wir wieder gut verkaufen können. Nein, was das angeht, so kann man nicht klagen. Unser Land haben wir für uns, verkaufen können wir davon zwar nicht — aber wer will denn verkaufen? —, doch hinzumieten kann der, der zu wenig haben sollte“.

Und dann gehe ich in den dörflichen Sowet. Jedes Dorf hat jetzt seinen Sowet, es ist eine dörfliche Selbstverwaltung. Die Inhaber der dörflichen Macht sind jüngere Leute in weißen leinenen Kitteln, gesittete junge Leute, man kann ganz frei und offen das Für und Wider erörtern, sie erörtern es untereinander, frei und offen, und Bauern mittleren Alters kommen hinzu, und einer, ein Prachtferl, moderner und uns sozusagen zeitlich näher in Sprache und Gebaren, kein

Kalenderbauer, macht gar kein Hehl aus seiner Feindschaft gegen den Kommunismus und redet in deutlichen und klaren Worten. Aber es schadet ihm nichts, hier zum mindesten in dieser dörflichen Republik gibt es Diskussion. „Eines ist jedenfalls sicher,“ sagen die jungen Kommunisten, „ohne den Kommunismus wären wir Deutsche als Deutsche untergegangen. Jetzt haben wir wieder unsere deutsche Sprache, unsere deutschen Schulen, und wer will, hat seinen deutschen Gottesdienst. Denn wir haben ja jetzt eine eigene deutsche Republik mit einer eigenen Zentralverwaltung in Pokrowsk. Aber unsere Republik ist gut und gerecht gegenüber Russen, Kalmücken und Kirgisen abgegrenzt, nicht in jener Abrundung zugunsten der herrschenden Nation, wie es früher in Rußland war und wie jetzt die neuen Staaten vom Verband in Europa auf Kosten der Deutschen abgerundet sind. Wir wollen mutig sein und abwarten und arbeiten. Und wenn Sie nach Deutschland kommen, so berichten Sie nur wahr und getreu, was Sie gesehen haben, uns ist dann nicht bange.“

Es war tiefer Abend geworden, ich schied freundlich aus dem Sowet. Die letzten Männer kehrten von den fernsten Feldern heim auf Wagen, die von kleinen Pferden, Ochsen oder Kamelen gezogen wurden. Das stille Leben im Dorfe verstummte vollends, denn man geht mit dem Tageslicht schlafen, die hellen Sterne der Steppe blinkten herauf, und ich suchte die Ruhe bei meinem Gastfreunde.



BCU Cluj / Central University Library Cluj

Auslanddeutsch oder auslandsdeutsch?

von Prof. Dr. Oswald Deuerling - München

Zu Ihrer Frage auf der 367. Seite des 2. Jahrganges des „Ostlandes“ erlaube ich mir folgendes zu bemerken.

Ich glaube, daß die falsche Form „auslanddeutsch“ mit keiner der dort geäußerten Vermutungen etwas zu tun hat; sie beruht m. E. auf einer gesuchten Klügelei oder auf einer Verkennung unserer Sprachgeschichte oder der Neigung, unsere deutsche Sprache möglichst „einfach“ und endungslos zu gestalten.

Eine Tüpferei, über die der gesunde Sinn des Volkes hartherzig hinweggeht, ist es z. B., wenn einer behauptet, es müsse für den zeitweise im Auslande lebenden Reichs-Deutschen „Auslanddeutscher“ und für den bodenständigen Deutschen des Auslandes „Auslandsdeutscher“ gesagt werden. Denn wer kann beim Sprechen sofort immer an diese gekünstelte Unterscheidung denken? Der Sprecher nicht und der Hörer auch nicht! Und die Sprache ist immer noch etwas Gesprochenes und zunächst nicht etwas Geschriebenes. Es wird doch im Tage hundertmal mehr gesprochen als geschrieben.

Unsere Schriftsprache, die auch als Mittel der mündlichen Verständigung unter den in ihren Mundarten stark auseinander gehenden deutschen Volksstämmen dient, heißt heute noch „das Hochdeutsche“. Die Sprache des hohen, des oberen

Deutschlands, also des Südens, ist richtung- und ausschlaggebend für unsere Edelsprache geworden — Luther hat drei Viertel seiner Schriftsprache aus dem Oberdeutschen genommen —, weil vor 400 Jahren der räumlich große Norden, namentlich die Ansiedler nordöstlich der Elbe, gegen die alte Kultur der Länder an der Donau, am Main und am Rheine (und an der Weser) kulturell und damit auch sprachlich im Hintertreffen waren. Im Oberdeutschen aber gebrauchte man und gebraucht man das Wesfall- und das Bind-*s* (soweit man nicht in verderbter Mundart „von“ z. B. „das Haus von mei'm Nachbarn“ sagt). So gebrauchte die Zeitschrift des im Jahre 1881 gegründeten Vereines für das Deutschtum im Auslande bis zu ihrem Eingehen im Jahre 1919 immer die Form „auslandsdeutsch“. Erst das Überwiegen der seit 1866 zahlenmäßig und politisch bedeutsameren Norddeutschen in diesem Vereine und im Deutschen Auslandsinstitute ließ die Schreibung „auslanddeutsch“ nebenher auftauchen. In einigen Gegenden Norddeutschlands scheint mir aber eine gewisse Unsicherheit beim Zusammensetzen und beim Gebrauche des Wesfalles zu bestehen. Vielleicht kommt das aus dem heutigen Angelfächsischen, wo es z. B. of the New-York Herald heißt und worauf nun von einigen Deutschen der mißbildete Wesfall „des Deutscher Herold“ (statt „des Deutschen Herolds“) oder „des Bayerischer Volksbote“ angewendet wird. (Hieher gehört auch das im Norden offenbar nicht mehr verstandene alte Wesfall-*n*, das manche für ein Mehrzahl-*n* halten. Es wurde aber im Altdeutschen gebeugt: Die Anten, der Anten, der Anten, die Anten; jetzt beugt man: Die Ente, der Ente, der Ente, die Ente. Daher bedeutet „der Entenbraten“ nicht „Braten einiger Enten“, sondern „Braten (von) der Ente“, Flaschenhals „Hals der Flasche“ usw. Wir sagen darum im Süddeutschen richtig Ochsenfleisch, Gans-, Rinds-, Schweinsbraten, Hundshütte, Mausloch, während die Norddeutschen Gänse-, Rinder-, Schweinebraten, Hundehütte, Mauseloch sprechen. (Bei Mauseloch und mausetot fehlt der Umlaut, was vielleicht auf eine Vorliebe für ein klingendes e zurückzuführen ist, so daß damit doch die Einzahl Maus gemeint sein kann.) Wir meinen, gestützt auf die altdeutsche Beugung, immer eine Einzahl, wenn wir sagen Taschentuch, Tintenfaß, Frauenkirche, Gerstenbrei, Kohlenstift, Gnadenbild, Kirchenstuhl, Sonnenschein usw. Neuerdings schreiben aber Sprachunkundige schon Kohlepapier, Mühlebesitzer, Wolleverbrauch, Gersteinkauf, Hefeverwertung usf.)

Das Wesfall-*s* wird von jeher bei einigen Wörtern weggelassen, wie bei Hoftor, Brotzeit, Giftstoff, Schimpfwort, Saaldiener, Brudervolk usw., bei noch mehr aber wird es gesetzt. Wie würden Wörter klingen, wie Namentag, Mannzucht, Mordkerl, Helfershelfer, Staatsdienst, Leutnantgehalt, Gutbesitzer, Essenzzeit, Altertumwert, Lebenmut, Glückritter, Gebirgetracht, Wesengleichheit, Volkstum, Regimentfahne, Mandatdauer?

Nun haben wir aber sogar ein Bind-*s* bei weiblichen Bestimmungs- wörtern, wo doch die weiblichen Wörter an sich gar keinen 2. Fall mit *-s* bilden können. Wir sagen Arbeitskraft, Wahrheitsliebe, Rechtlichkeitsstreben, Zeitungsblatt, Mannschafsdienst, Liebesbeweis, Hilfslehrer, Geschichtsforscher, Geburtstag,

Aussichtsturm, ausnahmslos, vorschriftsmäßig; ja, wir benützen es sogar bei weiblichen Fremdwörtern, die oft durch unseren Mund gehen, wie in Nationalitätsgedanke, Revolutionsjahr, so daß man von einem allgemeinen Sprachgebrauch reden kann. — Wir haben sogar ein Bind = l, z. B. in Mittelpunkt und Mittelmeer und die Rechenlehrer sprechen von einem Mittel des Kreises, obwohl hier überall das weibliche Dingwort „die Mitte“ gemeint ist.

Wir bringen nicht einmal das Bind = s bei weiblichen Bestimmungswörtern weg, wenn auch heute krampfhaftige Versuche gemacht werden, Wortzwitter, wie Geschichtsbuch, Aushilfeassessor, Arbeitlohn, Ausnahmegesetz, Regierungsrat einzubürgern.

Immerhin ist selbst für das echte und berechtigte Wesfall = s heutzutage eine gewisse Gefahr vorhanden. Aus dem Mischmasch-Osten eingewanderte Leute, wie der jüngst gestorbene Wittowski-Harden, die als gebürtige Ausländer kein Gefühl für die Feinheit der deutschen Sprache besitzen, leimen roh die vielen zusammensetzbaren Wörter im Deutschen aneinander statt sie zu verarbeiten. Weil aber leider heute neue Wörter und Wörterzusammensetzungen zuerst eine geraume Zeit durch die Presse verbreitet und dann erst in die gesprochene Sprache übergeleitet werden, weil das Gedruckte jedoch den meisten Menschen immer noch Evangelium ist, so getrauen sich viele, sei es, weil sie das Gedruckte zu hoch achten, sei es, daß sie vornehm und zeitgemäß sein wollen, nicht, neugebildete Wörter, auch wenn sie noch so falsch oder unschön und herkommenswidrig sind, sich mundgerecht zu machen oder sie sinngemäß zu verarbeiten.

Es ist ein Mißstand, daß man heutzutage nicht mehr das Volk, also den ewigen Träger des gesprochenen Wortes von Mund zu Mund, entscheiden läßt, was gut und recht in der Sprache ist, sondern daß einige Gebildete mit Wucht und Einfluß anschaffen, wie ein Wort zu lauten habe. In unserem Falle erklärt man einfach, daß das Wesfall = s wegzulassen sei, gerade so, wie man vor einigen Jahrzehnten das Wesfall = s und (e)n bei den Eigennamen und Vornamen beiseitigte und jetzt dem = s bei den Fluß- und Bergnamen zu Leibe geht, so daß undeutsche Formen, wie „des Rhein“ und „des Matterhorn“ als vornehm gelten.

Die Vernunft und der Vergleich mit dem gegenteiligen Wort aber zeigen, daß unser Wort „auslandsdeutsch“ lauten muß. Ist nicht ein Unterschied zwischen Landmann und Landsmann? Der Landmann ist der Mann auf dem (flachen) Lande (im Gegensatz zum Stadtmanne); der Landsmann ist der Mann des (selben) Landes. Der Landdeutsche wäre der Deutsche auf dem Lande, der Stadtdeutsche der Deutsche in der Stadt.

Das Gegenteil von auslandsdeutsch heißt reichsdeutsch. Noch fällt es keinem Menschen ein, den Wesfall in Zusammensetzungen mit dem Bestimmungsworte „Reich“ wegzulassen und „reichdeutsch“, „Reichstag“, „Reichkanzler“, „Reichbank“, „Reichamt“, „Reichsfreiherr“, „Reichschatz“, „reichtreu“, „reichunmittelbar“ usw. zu sagen. Und so ist es eben der Reichsdeutsche der Deutsche des Reiches und im Reiche und der Auslandsdeutsche der Deutsche des Auslandes und im Auslande.

Der Lette*

von Albert Kivikas - Dorpat

Walgute. Park. Besenbäume recken mächtige Äste hinauf zum Himmel. Zer-riffene Fehen Mondlicht auf vereisten Blättern, Halmen und dünnen Stengeln. Sternenglitzern am dunklen Himmel, wie nervöses Frösteln der tauben Nacht. Sturmhunde zerren heulend an eisigen Brüsten der, wie gebückte Weiber hockenden Stümbhauen, und fegen den Schnee wie Kalk auf die weiße Feldfläche. Zwanzig Grad Kälte kneifen am menschlichen Körper und splintern zornig krachend die alten morschen Parkbäume in Spänen herab, als seien sie vom Blitze getroffen. Den bereisten Büchschafft in steifgefrorener Faust, die Gewehre voll Patronen, die Taschen voll Kugeln, erwarteten wir, gedeckt durch die Stämme, die ganze Nacht hindurch, den Angriff des lettischen Regimentes auf unser Bataillon. Gegen Morgen brachten uns die berittenen Späher Nachricht, daß die Vorposten der Letten nur eine halbe Werst von uns entfernt, hinter der Waldecke im Walgutaschen Gemeindegause seien. Sie meinten, es könnten an sechzig Mann sein, gut erholt und wohl ausgerüstet. Jeden Moment erwarteten wir, daß sich eine Schar von mehreren Hunderten aus dem Walde über die Felder ergießen würde. Dagegen hatten wir ihnen nur zwanzig ermüdete Jungen mit verdorbenen Gewehren und zerrissenen Stiefeln entgegenzustellen. So konnte uns jeder Augenblick das brüllende Rind des Kampfes gebären. Die Nacht gebar jedoch keinen Sohn. Die Zeit zerrieb sich in der pechschwarzen Atmosphäre, wie die Stiefelsohle an scharfem Eisen, die Dunkelheit schwand unmerklich und wurde verzehrt, wie die Kerze vom Feuer. Mit einmal fing etwas allmählich an zu glühen, jenseits des „Feuerberges“ weit in der Ebene. Das Rötliche verbreitete sich im dunklen Blau des Himmels, wie eine durchschimmernde Blutader unter zarter Haut. Im Stalle des Gutes krächte ein Hahn, plötzlich und böse, der Morgen ahnte das Schwinden der blutroten Nacht. Da wurde dem Leibe der sterbenden Nacht mit den Bajonetten der Waldspitzen eine breite Wunde geschlagen, das Fleisch der Finsternis knirschte wie unter einem stumpfen Messer, und blutrotes Blut strömte in den grauen Morgen, es war, als hätte sich ein Faß mit Blut ergossen; alles Blut aus dem ganzen Kriege. Und es erschien der strahlende Held: die Sonne — die Sonne aller Länder, Felder, Wälder, Pflanzen, Tiere und Menschen. — Raum waren Distern und Korn erkennbar, wurden zwanzig Mann unserer Abteilung über das blache Feld zum Walde des Gemeindegauses geschickt und zum Kampfe gegen die sechzig Mann lettischer Vorposten aufgestellt. Da riefen die Hähne im Stalle einstimmig der aufgehenden Sonne ihr „Hurra“ entgegen. Sie warf einen blendenden Schein auf die blinden zerkrachten Fenster Scheiben des Gutshauses, durch die ihr weckender Blick, auf Staubhannen in die Stuben drang und auf das zerknitterte Lagerstroh fiel. „Kikeriki“ klang es von den Leitersprossen, wie: „Es lebe die Sonne?“ Aber im

* Mit Erlaubnis des Verfassers aus dem Estnischen übertragen von Irene v. Stryl - Dorpat.

Walde frachten die Schüsse und er gab es zehnfach wieder. Kugelnadeln nähten mit pfeifendem Garne in erstarrter Luft unsichtbare Gewänder, und die pfeifenden Fäden sanken zischend nieder auf Bäume, Gärten, Schnee — Menschenleiber. Der Kampf lebte nur zehn Minuten. Deutlich sah man durch die Bäume des Parkes, wie die Letten einzeln in das Dickicht hinter der Erdwelle rannten, einige ohne Mäntel, ohne Tornister, ohne Gewehre, einige verwundet, andere an zitternder müder Hand der Genossen. Dann begann das Morgenfrühstück des Maschinengewehrs, mit Patronenbändern und dampfendem Wasser zur Kühlung. Die Kugeln trafen nicht, sie fielen vor und mähten den Schnee in Bogen. Wisier 18! und nun sah man, wie sie einschlugen. Die Eile der Letten verwandelte sich in sinnlose Flucht über Schneewehen, durch Gestrüpp, über Hügel. Mancher von ihnen blieb liegen, verwundet oder sterbend, das kalte blutige Antlitz der aufgehenden steigenden Sonne zugewandt. Doch das Maschinengewehr, der Satan! war hungrig. Ein mechanischer Todesmarodeur. Es spie Geschosse auf das kalte Schneetuch, bis der letzte sich regende Lette hinter dem Bergrücken verschwand. Und dann erhob sich mit dem Walde jenseits des Hügel eine singende Unterhaltung in Blei und Nickelworten, dumpf und traurig mit eintönig strenger Stimme. Zur selben Zeit besetzte unsere Abteilung das Walgutafche Gemeindehaus. Die siegreichen Soldaten betraten die Räume, wo noch die Suppentöpfe der Letten dampften, angefautes Brot, zerlegenes Stroh, in der Eile vergessene Tornister mit Rigaschem Schinken, Brot, Tabak und russischen Zigaretten umherlagen. Und dann kam auf dem Wege vom Gemeindehause zum Gute ein Schlitten mit einem Pferde. Ja — ein Pferd mit einem Schlitten. Mit einem Schlitten. Stroh lag im Schlitten. Blutiges Stroh. Auf dem Stroh zwei verwundete Letten, zitternd vor Frost. Sie waren auf Wachtposten gewesen und als erste unter unseren Kugeln gefallen. Der eine von ihnen hatte einen Bauchschuß bekommen und war schon unterwegs gestorben. Zusammengekrümmt lag er auf einer Ecke des Schlittens, seine hängenden Beine schleiften am Boden, mit erstarrten kalten Händen umklammerte er den zerschossenen Leib. Durch die zerfetzte Bauchwand quollen die Eingeweide heraus, von den verkrampften Fingern umkrallt, geronnenes erstarrtes Blut, das aus der weiten Wunde geflossen war, hatte sich in der scharfen Luft zu Bluteis gewandelt. Im knochig mageren bläulichgelben Gesichte standen die Augen weit offen. Sie sahen in die aufgehende Sonne, doch fand sie keinen Widerschein im erloschenen Blick, die Sonne aller Länder, Felder, Wälder, Pflanzen, Tiere und Menschen. — Die Starre des Todes hatte sie vernichtet. Dem anderen hatte eine Kugel die Nase zerschmettert. Man hatte ihn auf den Rücken neben seinen Kameraden gelegt, dessen Schulter ihm als Stütze diente. Vielleicht ahnte er gar nicht, daß er sich an einen Toten lehnte. Übrigens war er auch so gut wie tot, das einzig an ihm wahrnehmbare Lebensfünkchen war die in seinen Augen aufglimmende Hoffnung, doch noch leben zu dürfen. Aus der Wunde troff das Blut über das Gesicht, auf die Schultern, über die Stiefel und in den Schnee. Seine erstarrten Lippen sprachen nur zwei Worte, gedankenlos, mechanisch: „Verbindet mich.“ Das war so gut wie:

„Laß mich leben.“ Er wurde vom Schlitten gehoben und in den Saal auf die Bank vor dem Klaviere gesetzt. Der Feldscher brachte Karbol und Marly und verband die Wunde, wofür der Lette herzlich dankte und ihm die Hand mit seinen blutigen Fingern drückte. Den Toten aber stieß man mit Füßen vom Schlitten. Wie ein Laß rollte er auf die hartgefrorene vereiste Erde. Unterdessen kehrten die Unseren vom Gemeindehause zurück. Singend kam die Mannschaft anmarschirt, grüne Tannenzweige an den Mützen und im Gewehrlauf, man war erhobener Stimmung. Plötzlich bemerkten sie den Toten mitten im Hofe, seine herausgequollenen Eingeweide und blutigen Hände. Da war es, als wenn ihnen unvermutet etwas ins Gesicht geschleudert würde, als wenn irgend etwas in ihnen zerbrochen würde, allmählich und nagend knirschend weiter riß, wie Fäden, wie Fegen. Auf die übermäßige Freude fiel eine Handvoll Trübsinn. Als einer der Soldaten den Verwundeten erblickte, rief er ihm zu: „Ich bin es, der dich verwundet hat und auch den, der im Hofe liegt, habe ich erschossen.“ Anfangs war dieses dem Letten nicht ganz klar, erst allmählich entwirrte sein Geist den Sinn der Worte. Doch schaute er seinen Mörder ruhig an, furchtlos und ohne Zorn. Er wußte, daß dieser Mann ihn dort, im Walddickicht getötet hätte, doch hier war er wieder Mensch und Genosse. Bis zum Mittag saß er in Gesellschaft des Mörders. Da saßen die beiden Feinde beieinander bis zur Herzensfreundschaft beinah. Nach einiger Zeit kam das Essen. Der Suppentessel fuhr mit Koch und Schöpfkelle auf den Hof. Polternd rollte das Rad über die Beine des Toten. Die Leute waren hungrig, die Töpfe voll fetter Suppe und Brei. Der Soldat nahm seinen Suppennapf, die Schüssel mit dem Brei und das Brot und stellte alles vor den Verwundeten auf die Bank, reichte ihm einen Löffel und brach das Brot zur Hälfte. So aßen sie beide mit Behagen aus ein und demselben Napfe und kauten am Brot. — Als der Lette zu essen aufhören wollte, sagte der Soldat: „Iß nur, Bruder.“ Wie er das Brot zerbiß, bemerkte er in den Augen des Letten einen seltsamen feuchten Glanz: sein Herz weinte bei dem fetten Suppentopfe seines Mörders. Raum hatten sie geendet, als der Offizier kam und nach dem Verwundeten fragte. Man wies ihm den Letten. Der Offizier warf nur einen kurzen Blick auf ihn und fragte streng: „Wer sind Sie?“ „Vom lettischen Schützenregiment.“ „Kommunist?“ „Ja, — Kommunist.“ „Wie viel Mann haben Sie?“ Keine Antwort. „Wie lange soll ich warten?“ brauste der Offizier auf. Der Lette sagte kein Wort. Da warf der Offizier einen Blick auf die Stiefel des Verwundeten. Sie waren gut und tauglich. Und er befahl: „Tauscht sie um.“ Der Verwundete zog die Schnüre auf und reichte die Stiefel dem Soldaten, der neben ihm saß. Ebenso Mantel, Jacke, Hosen und die Papache (Fellmütze). Der zog alles an und gab ihm seine Lumpen und zerrissenen Stiefel. Als er sie fertig sah, reichte der Offizier dem Soldaten seinen Revolver und sagte befehlend: „Da — nehmen Sie und erschießen Sie ihn.“ Mechanisch erhob sich der Soldat, nahm den Revolver und zog den Verwundeten mit sich. Er führte ihn in den Hof neben den Toten, trat einige Schritte hinter ihn zurück, und bevor der Lette sich dessen versah, hatte er die Kugel im Kopfe. Er fiel sterbend über seinen Genossen, satt und verbunden.

Keines Blut sickerte als Düngung in den Schnee. Doch die Sonne aller Länder, Felder, Wälder, Pflanzen, Tiere und Menschen mischte ihren roten Glanz hell und strahlend mit dem Rot des vergossenen Blutes. Und die Leichname zweier „Roten“ schauten mit weit offenen Augen und erloschenem Blick zu ihr empor, und der kalte Mund mit den bläulichen Lippen schien zu rufen:

„Siehst du uns, ewige Sonne!“

Dr. Ottokar Kernstock's jüngstes Liederbuch „Der redende Born“

(Zum 78. Geburtstag des oststeirischen Sängers)

von Karl Josef Kienast

„Was mir die Jahre, die rastlos schreiten,
Brachten im ständigen Wandel der Zeiten,
Sollen die Lieder euch künden und deuten.“

(Widmung.)

Selbsterlebtes: Freudiges und Düsteres! — Sehnedes Gedenken verrauschter Tage jungen Studentenglühes, tiefen Lebensernst atmende Ideen und zusehndes Selbstvertrauen, trotz aller „Mißwende“, durchgluten die minniglich-zarten und mannhaft-wichtigen Gedichte! Blättern wir im vornehm-bescheidenen Büchlein, den Inhalt der Dichtungen durchdenkend, so erhalten wir ein beredtes Bild Kernstock'schen Fühlens und Schaffens.

Ungemein innige, Jugendglückseligkeit durchsonnte Töne weiß Meister Dr. Kernstock dann seiner Harfe zu entlocken, wenn er das deutsche Hochschülertum und seine eigene „Burschenherrlichkeit“ besingt. Seine Überzeugung: „Unsterblich allein ist der Zauber des deutschen Studententums“ durchdringt gleichsam als Grundstimmung sämtliche, vielfach prächtig vertonten Burschenlieder. Max Reger, Josef Reiter, Karl Lafite und Louis Dité seien als kleine Auslese der Tonkünstler angeführt, die den förmlich zum Singen drängenden Kernstock-Gedichten, ihre anerkannte Kunst liehen! Ebenbürtig den Scheffel- und Baumbachliedern fanden auch die Gedichte Kernstock's willkommene Aufnahme in die ehrwürdige Lehrerbibel. Währt auch das sorgenlose, freudetrunkene, allem Mißgeschick kühn trozende Leben an der Alma mater nicht ewig, so sollen doch auch die „alten Herrn“, jener ungerne entrückten Zeit huldvolles Gedenken bewahren:

Die Treu ist die deutscheste Tugend,
Drum bleibt eurer Jugend getreu!
Laßt nimmer ihr Feuer erkalten,
Semmt nimmer den geistfrischen Schwung!

Ihr Jungen bleibt ewig die Alten,
 Ihr Alten, bleibt ewiglich jung!
 Bleibt ewig Studenten! Durchkostet
 Frohmütig das Leben wie sie!
 Und wenn auch die Rehle einst rostet —
 Die Seele verroste euch nie!“

(Zum 50. Stiftungsfest der „Gothia“).

Ein Dichter, der so herrliche, hinreißende Worte dem Studententum widmet, der gilt auch als geistiger Führer der Hochschülerschaft; sein klangvoller Name schafft Belebung und Erneuerung! Seelische Jugendkraft und -freude beschwingen seine Lieder! Drum ist Dr. Kernstock der greise, ewig-junge Festenburger Pfarrherr, der Lieblingsfänger der vom Sumpf der Neuzeit unberührt gebliebenen Jugend!

Noch heute schwört der rüstige Farbenbruder in unwandelbarer Treue auf seine hehren Burschenideale. Wohl liegt Dr. Kernstocks kurze Grazer Hochschulzeit weit in der Vergangenheit. Manch lieben Studienfreund geleitete er bereits zum letzten Ruheplätzchen, doch sein Herz blieb jung wie zuvor und möge noch lange Jahre in voller Jugendrüstigkeit zu Freud und Frommen unseres deutschen Volkes schlagen! —

Tiefstgefühl, zagend, oft schwermütig klingen jene Gedichte, die wohl auf selige, ungern gelästete Erinnerungen aus Kernstocks Studentenzeit deuten:

„Ein süßer Mund und eine Laute,
 Die waren einst mein bestes Gut,
 Mein Himmel, der beständig blaute,
 Mein Herzensstrost und Wendunmut.“

(Liedesgewalt).

Dem Waldbächlein erzählt er Vertrautes-Längstverraushtes:

„Du lieber Waldbach, weißt du's noch,
 Wie zwei mit lautem Herzensgepoch
 Im Mond der Maienwonnen
 Bei dir den ersten Ruß getauscht? . . .“

(Du lieber Waldbach, weißt du's noch?)

Geheimnisvollen zauberischen Schleier hüllt Dr. Kernstock über diese Seligkeit reinem Jugenderlebens! — Reineswegs darf aber dieser Minnesinger mit der vom Tiroler Adolf Pichler gezeichneten Gestalt eines fra Serafico verglichen werden. Dies hieße unsere erhabene Dichterpersönlichkeit gröblich verkennen.

Wohlberechtigt nennt man Dr. Kernstock den steirischen Frauenlob! Ausgezeichnet gelingt es ihm, dem Ränder reiner, untadeliger Minne, die edlen deutschen Mädchen und Frauen zu besingen. Urdeutschem Empfinden nach sieht er das Heilige und Weitsehende im Weibe, er erkennt, wie des Volkes Güte wächst

und fällt mit echter Weiblichkeit, er macht unsere Zukunft abhängig vom Adel deutschen Magdiums und gesunder Mütterlichkeit und anschaulich weist er hin auf die große Bedeutung weiblicher Anmut und Würde in bezug auf ihre einflußreiche Stellung in volkserzieherischer Hinsicht!! Engherzige Zeitgenossen nahmen daran unberechtigtes Argerniß. Mit Entrüstung stänferte der Teufel „Neidelhart“, der auch unsere Besten nicht verschont:

„Er feiert Frauenschöne
Und trägt ein Mönchsgewand?
Wann wurde je vernommen
Solch Argerniß der Frommen
Im lieben Osterland? . . .“

(Ein Traumgeflücht).

Ritterlich-vornehm tritt der so Gescholtene den Nörglern und Besserwissern entgegen:

„Wer reine Minne predigt
Der übt ein heilig Amt.
Sie loben heißt Gott loben,
Denn Minne führt nach oben,
Weil sie von oben stammt!“

Traun, wer möchte es wagen, diesem schlichten Priester, dem Vertreter echter Gottesminne, einen ungerechtfertigten Vorwurf zu machen? Der Zweifler und Überempfindliche komme ins traute Burgfirchlein und lausche dem Dichter bei der Sonntagspredigt. Nicht bald weht solch heiliger einigender Geist über die Gemeinde der fleißigen, gottesfürchtigen Dörfler! In einer mächtigen Blütenkrone innigster Gedichte bekennt Dr. Kernstock sein tiefes, prunkloses und ungeheucheltes Christentum. Schlicht und tatenfroh dient er dem Herrgott, stets bedacht seinen leidenden, gequälten und verkannten Mitmenschen ein Tröster und Helfer zu sein.

Ein scharfes Auge, ein vom zerfetzenden Parteigeist freies Urteil und ein gediegenes sachliches Verstehen ermöglichen es dem sangesfrohen Meister auch den großen gesellschaftlichen (sozialen) Fragen entschieden und erfolgreich an den Leib zu rücken.

Durch den entsetzlichen Weltkrieg erfuhr die allgemeine Sittlichkeit eine starke Erschütterung. Die Gesundheit und Lebenskraft der deutschen Familie stand nicht selten auf dem Spiele und oftmals trat völlige Vernichtung ein. Trotz der Gefahren und der schrecklichen Notlage bewahrte die große Mehrheit der deutschen Frauenwelt das kostbare Kleinod ehrenhaften Familienlebens. Opferfroh, in stillem schwerem Heldentum erhielten sie die Keimzelle des Volkes inmitten teuflischer Zerstörungswut gesund. Ihnen gebührt der Dank des Volkes. Wer denkt aber im leichtsinnigen, vermessenen Rausch der Jetztzeit an die Nöte der Kriegsläufe?

Unser Meister kommt in seinem jüngsten Büchlein immer wieder darauf zurück, den Heldengeist der Frauen gebührend hervorzuheben.

Beim sittlichen Zusammenbruch unseres Volkes vergaßen selbst die Berufenen — die Dichter — ihrer hohen Sendung. Sie scheuten sich nicht, mit schamlosen Worten und Ideen die Dichtkunst zu entweihen und zu schänden. Entrüstet klagt Frau Minne durch den Dichtermund Dr. Kernstock:

„Meiner Sänger goldne Leiern
Sind mit schwarzem Flor verummmt,
Ihrer zarten Liebesfeiern
Sue Weisen sind verstummt.
Mir zum Hohn und zum Gelaster
Preist ein frecher Spielmannstrost
Meine migeborne Schwester,
Aphrodite Pandemos.“ (Klage der Minne).

Jedem deutschen Magdein seien die wohlmeinenden Zeilen des oststeirischen Pfarrherrn Lebensrichtschnur:

„Stähle den Körper, stähle den Leib!
Pflanz ins Herz dir das Schöne!
Werde ein starkes germanisches Weib,
Keine verwalschte Mondane!“ (Siegilde).

Können wir uns einer Heerschar echter Mädchen und Frauen rühmen, dann braucht uns auch um die Zukunft nicht bange sein, denn

„. . . solange noch frauliche Herzen
Opfern und beten und Gott vertraun,
Können wir alle Verluste verschmerzen
Und getrost in die Zukunft schaun!“ (Trost).

Möge Plan und Wunsch der vielerley Frau Minne restlos in Erfüllung gehen:

„Alles Unkraut will ich jaten,
Das da wuchert schnod verrucht.
Blühen soll in reinen Beeten
Deutsche Scham und deutsche Zucht.
Alle Herzen wird gewinnen
Siegriin Minne sturmesgleich,
Und voll Herrlichkeit beginnen
Wird ihr tausendjahrig Reich.“
(Klage der Minne).

Lodernde Begeisterung lösen aber jedesmal die markigen Lieder aus, die der Dichter mit seinem Herzblut zum Preis der Heimat und des Volkes geschrieben!

Treudeutscher schlug kein Sangerherz! Fürwahr, Kernstock's Deutschbewutsein, das edel und rein zu idealem Menschentum führt, ist hehrstes Vorbild für jedermann! Wenn es wahr ist, da dem die Zukunft gehört, dem die Herzen der Jugend begeistert zufliegen, dann können wir unserem steirischen Pfarrherrn dankbar die Hand schütteln, denn die Jugend Deutschlands schwört, soweit Kernstock's Mue bekannt ist, auf seine Ideale.

Nicht Ha und Verhehung flammt aus seinen Werken, sondern unbegrenzte Liebe für Heimat und Volk. Allerdings dürfen wir nicht etwa einer verfehlten faulen Duldung wegen unser Heiligstes fremden Völkern preisgeben. Da erhebt Kernstock-Eckhard mahnend den Finger:

„Lat jedem Volk das Seine ohne Zwist,
Doch sollt ihr bis aufs Blut euch wehren,
Begehrt ein fremdes Volk, was unser ist!“

Dr. Kernstock macht es sich in gewinnender Art zur Plicht, die lauen und säumigen deutschen Schwestern und Brüder durch seine kernigen, ehrlichen Mahnungen auszurutteln. Als Nachkomme biederer Schmiedemeister will auch er in ihre Stapfen treten:

„Auf Menschenherzen will nach Art des Schmieds
Er pochen mit dem Hammer seines Lieds,
Zu heller Glut will er die Flammen schüren,
Die in den Herzen unsres Volkes sich rühren.
In eins will alle er zusammenschweien,
Denn nur der Einheit ist der Sieg verheien!“

(Ein Geleitbrief.)

Dieses untadelige, nie verletzende Deutschtum Kernstock's hat leider vielen unglücklich veranlagten Menschen seines Standes zu grundlosem Argernis Unla gegeben.

Uns Deutschen ist ja Gott sei Dank der Humor, auch trotz St. Germain und Versailles erhalten geblieben:

„Sei mir gegrut, du Trost der Deutschen,
Du edles Wunderkraut Humor!“

(Das Wunderkraut.)

Freilich ist's schwer sich ins Schicksal zu finden, denn

„... wir denken feuchten Blickes,
Deutschland deines Leidgeschicks.
Bist verloschen wie ein Licht,
Bist erniedrigt ohne Maen,
Bist von aller Welt verlassen —
Doch verloren bist du nicht.“

(Feuerspruch.)

Wichtige völkische Fragen bleiben leider unverständlich. Viele unserer Volksgenossen sind noch nicht soweit, daß sie das Heiligste auf Erden — die Heimat — entsprechend kennen und schätzen gelernt hätten. Sonst wäre es ausgeschlossen, daß man oft noch geringschätzig und gleichgültig von ihr spricht. Hören wir die Vermahnung Dr. Kernstock's:

„Drum lehrt das Volk, dies edle Kleinod schützen!
Ruft laut, daß man's in jeder Hütte hört:
Nicht wert ist, eine Heimat zu besitzen,
Der sich nicht tapfer um die Heimat wehrt.“

(Heimat.)

In den Tagen ungerechter und unmenschlicher Knechtschaft blickt Dr. Kernstock in biederer Frömmigkeit zum Herrn der Welten auf und fleht:

„Herr, den sie den Gerechten nennen,
Lehr uns Deine Gerechtigkeit kennen!
Mache zusehnden den Haß der Bösen,
Eile, Dein Volk aus der Schmach zu erlösen,
Spreng die Fesseln der Knechtschaft entzwei!
Herr, mach uns frei!

(Herr, mach uns frei!)

Einigkeit, Zielbewußtsein, ehrliche Arbeit und gerechte Gesinnung bringen uns glücklicheren Zeiten näher. Kein Opfer scheuend, unser Recht im Auge behaltend, schwören wir:

„Wir wollen gemeinsam das lecke Boot
'Germania' wieder erneuern
Und kräftigen Armes durch Wellen und Not
Uns wirkliche Ufer es steuern.

Wir schwören zur Stunde, in Treuen gesellt,
Den geächteten deutschen Namen
Zu Ehren zu bringen vor aller Welt.
So wahr uns Gott helfe! Amen.“

(Deutscher Schwur.)

Somit wäre Dr. Kernstock's Schaffen in groben Umrissen dargelegt. Wer ihn genauer kennen will, dem seien seine Liederbände: „Aus dem Zwingerkästlein“, „Unter der Linde“, „Turmschwalben“ und „Tageweisen“ (Verlag Braun und Schneider, München) empfohlen!

„In meinen Liedern bin ich zu Haus,
Im Sange wohnt meine Seele.“

Dr. Kernstock schenkte uns auch etliche, prachtvolle Erzählungen und auf dem Gebiete deutschkundlicher Forscherarbeit lieferte er zahlreiche und wertvolle Beiträge. Dem großen Sohne der ehernen Mark im weltlichen Kleid — Peter Rosegger — steht in ehrender Freundschaft der priesterliche Sänger und engere Landsmann Dr. Ottokar Kernstock für alle Zeiten ruhmvoll zur Seite!

Zum 78. Geburtstage aber rufen wir unserem verehrten Meister huldigend und dankerfüllt entgegen:

„Auf ewig sei in Ehr'n genannt
Das Angedenken dessen,
Der auch unter dem Mönchsgewand
Nicht deutsche Art vergessen!“

(Der Mönch von Salzburg.)

Rundschau

25 Jahre Deutsche Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Bromberg

Die Deutsche Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft, errichtet gerade in den Jahren stolz vorwärtstrebenden Kulturlebens im Osten, errichtet unter den schützenden Flügeln des kaiserlichen Adlers, der hier und besonders in Posen Brennpunkte deutschen Geisteslebens schaffen wollte — dieselbe Gesellschaft hat in den letzten Tagen als typischer Vertreter minderheitlicher Organisation ihre 25. Erinnerungsfestfeier abgehalten. Ursprünglich mit einem großen Verwaltungsapparat versehen, gegliedert in 6 weitläufige Abteilungen, fristet die Gesellschaft heute ihr Dasein in der charakteristischen Form auslanddeutscher Kulturarbeit, in ehrenamtlicher Betätigung. Das Theater, das Museum ist „weggenommen“, aber im Geiste lebt sie ungeboren weiter. Der zur 25-Jahrfeier herausgegebene Bericht kann Worte stolzer Männlichkeit auch über die Nachkriegsjahre sprechen. Und es ist wirklich staunenswert, was selbst in dieser Zeit der „beschlagnahmten Säle, der Kohlen- und Lichtnot, des Währungsverfalls, der Grenzsperr, und der größten der Tücken: der Verweigerung von Einreisevisen“ geleistet wurde. Es liegt im Bericht das gesamte Vortrags- und Konzertprogramm seit 1919 vor. Welcher Geschmack und Kunstsinne in der Auswahl und Verteilung der Konzertprogramme, welche wissenschaftlich-sachliche Übersicht und Einsicht bei der Zusammenstellung der Vorträge!

Auch wir beglückwünschen die im ernstesten Sinne des Wortes feiernde Gesellschaft auf das herzlichste!

75 Jahre Bukarester Deutsche Liedertafel

Dieser angesehene Verein veröffentlicht aus Anlaß seines 75. Stiftungsfestes eine umfangreiche Schrift, die eine ausführliche Chronik enthält. Die Vereinsgeschichte ist nicht nur für interne Betrachtung interessant, sie bedeutet vielmehr zugleich ein wichtiges Dokument auslanddeutscher Kulturgeschichte. Sie zeigt, wie in die südosteuropäische Großstadt das deutsche Element aus allen Gebieten deutscher Zunge zuströmt und wie ein solcher Verein in diesem dauernd fluktuierenden Leben der feste völkische und gesellschaftliche Halt wird, wie er in beispielgebender Weise auch mit dem staatsführenden Volke Bindungen findet, ohne die eigene völkische Würde aufzugeben. Im Gegenteil, die Bukarester Deutsche Liedertafel hat wesentlich dazu beigetragen, in Rumänien den Respekt vor deutscher Organisation und Disziplin zu fördern. Schon die Tatsache, daß der Verein seit 1896 ein selbstgebautes, pompöses Vereinshaus besitzt, dessen Säle nicht nur von Deutschen gerne in Anspruch genommen werden, verleiht der Liedertafel eine besondere Stellung im gesellschaftlichen Leben Bukarests. Die Festschrift bringt eine Reihe Vollbilder, die das Vereinshaus im ganzen und in Teilansichten zeigen. Möge der Verein, seiner ehrwürdigen Tradition und der in der Nachkriegszeit mit vollem Erfolg einsetzenden regen Satzkraft getreu, auch weiterhin die Säule des Bukarester Deutschtums bleiben!

Auslanddeutschtum in Gießen*

In der deutschen Universitätskleinstadt stoßen zugetretene auslanddeutsche Studenten mit den ersten Schritten auf eine harte Wende: Einstellen in einen Gemeinschaftskreis. Der künstlerisch empfindende Student erlebt in den ersten Stunden das Kernstadtbild mit den ängstlich zusammengeschobenen Fachwerkassen im Stadtgrabenring. Der neuzeitliche Student freut sich an den vornehm erweiterten Neuteilen der Stadt. Beide aber fühlen einmal das „Dorf“. Denn Vorlesungen, Übungen, Forschungsarbeiten können frisches Leben nicht geben. Und eines Tages trägt man Farben. Selten schlägt man sich als Außenseiter durch. Und Stammgleiche leben für lange Zeit in abgesprengten Studentenkreisen. Von anderen Auslanddeutschen weiß man wenig. Dämmer und Sticlust statt auslanddeutscher Gemeinschaft.

Nun — endlich können wir auch in Gießen frisch atmen. Wir haben uns zu einer Vereinigung auslanddeutscher Studenten in guter Stunde zusammengeschlossen: 9 Siebenbürger Sachsen, 2 Banater, 2 Bessaraber, 1 Balte, 2 Deutsche aus Polen, 2 Danziger, 1 Deutscher aus Süd-Rußland. Den Vorsitz führt der Rußland-Deutsche, unterstützt von zwei Siebenbürger Sachsen und einem Balten.

* Wir bringen gerne diesen frischen Hochschülerbericht — ein Zeugnis zugleich der Dinge, wie sie sich allenthalben an deutschen Hochschulen herausbilden.

Für unsere Zusammenkünfte sind Vorträge über Fragen siebenbürgisch-deutscher Kunstgeschichte, die Deutschen der Dobrußscha und Berichte aus Heimatzeitungen vorgesehen. Als den „Vater“ unseres Kreises dürfen wir wohl Herrn Studienrat Dr. Friedrich König (einen Elsässer) ansehen, der von der hessischen Landesuniversität Lehrauftrag für Grenz- und Auslanddeutschtum bekommen hat. Allwöchentlich versammeln wir uns an einem Abend um ihn — bunt zusammengewürfelt aus allen Fachschaften — und besprechen Fragen der europäischen Minderheiten.

Einmal dürfen wir sogar einen Vertreter der blämischen Studentenschaft in unserem Kreise begrüßen.

Heimatlich-festlich stimmt uns am Schluß der Gründungswoche ein Liederabend von Lula Myß-Gmeiner in der neuen Universitätsaula — für uns Siebener Sachsen ein Ereignis.

Kalender des Auslanddeutschtums für 1928

Es liegen uns schon einige Neuauflagen vor. An der Spitze aller Kalender für das Auslanddeutschtum marschiert der als Abreißblock gestaltete Kalender des Deutschen Auslandsinstituts in Stuttgart, der sich in Wahrheit die Welt im Sturm erobert hat. Er erscheint diesmal in einer Auflage von über 10.000 Exemplaren. Wie auch bisher trägt jedes Abreißblatt irgend eine charakteristische Ansicht aus auslanddeutschem Leben, aus Landschaft und Bauweise, aus dem Kulturleben und aus Technik. Es muß hervorgehoben werden, daß die Bilder mit außerordentlicher Schärfe und Klarheit hergestellt sind.

Der Deutsche Volkskalender für Nordschleswig berichtet ausführlich über „Kirche und Volkstum“ im abgelaufenen Jahr. Wesentlich ist die Veröffentlichung der Statistik des Wahlergebnisses 1926 in Nordschleswig. Verschiedene belletristische Beiträge beweisen, daß noch produktives geistiges Leben dort oben herrscht, noch beredter zeigt dies die Reihe der besprochenen bödenständigen Werke aus dem Jahre 1927.

Wesentliche Fortschritte hinsichtlich Ausstattung und Inhalt weist der Deutsche Volkskalender, herausgegeben vom Ungarländischen Deutschen Volksbildungsverein auf. Das Papier ist für die vielen Klischeedrücke viel besser geeignet als bisher, die Beiträge sind mannigfacher und weisen ein zielbewußtes Steigern der Bildungslage auf. Selbstverständlich steht nach wie vor das Geschehen innerhalb des Volksbildungsvereines selbst auch im Rahmen des Kalenders im Mittelpunkte des Interesses.

Aus Rumänien liegen zwei Kalender vor: Der des Vereins christlicher Deutscher in der Bukowina und der von der Firma Krafft & Drotloff herausgegebene Kalender des Siebenbürger Volksfreundes. Beiden ist beigeheftet das vom Deutschen Kulturamt herausgegebene Jahrbuch der Deutschen in Rumänien.

Der Buchenländer Kalender zeichnet sich durch hohes Niveau aus, das aber doch Verständlichkeit auch für den einfachen Leser nicht ausschließt. Männer wie Prof. Dr. Siegel (jetzt Universität Graz), Prof. Raindl, Stadtpfarrer Dr. Urz, Prof. Dr. Lang u. a. m. haben mitgearbeitet. Besonderen Wert erhält dies Jahrbuch durch eine sorgfältige Darstellung des Kulturlebens und der Organisation des Bukowiner Deutschtums.

Der Kalender des Siebenbürger Volksfreundes erlebt seinen 59. Jahrgang. Da steht ein Kalendermacher dahinter, der das Geschäft versteht. Es ist eine Gesamtschau siebenbürgisch-sächsischen Lebens auf der bodenständig-volkstümlichen Linie. Raum etwas zeigt besser, wie viel gesundes volkstümliches Leben hier pulsiert. Das ist ein richtiges Volksbuch dem Bauern in die Hand!

Deutsche Zeitschriftenherausgeber über den Südosten

Die Studienreise der Arbeitsgemeinschaft deutscher Zeitschriftenherausgeber nach Südosteuropa, über die wir bereits kurz berichteten (Jahrgang II, Heft 11), beginnt in den Spalten der einzelnen Blätter volle Früchte zu tragen. Wir finden im Dezemberheft der beiden Monatshefte Velhagen und Westermann von den Herausgebern Dr. Friedrich Düfel und Paul Oskar Höcker ausführliche Berichte, denen beiden die plastische Gestaltung aus dem kaleidoskopartigen Durcheinander einer Reise von zwei Wochen durch vier Südoststaaten charakteristisch ist. Weniger aus politischer Taktik als aus künstlerischem Instinkt geboren, stellen diese Beschreibungen uns Auslanddeutsche vor das interessante Bild: Was sieht ein gebildeter Westeuropäer, Schriftsteller, in unseren Gebieten als wesentlich, wenn er im Fluge an den Dingen vorüberreilt und nur hier und da Gelegenheit hat, einen Blick nach innen hinein zu erhaschen. Da ist es von Wert festzustellen, daß die Grundbeurteilung der staatsführenden Völker, daß auch die Einschätzung unserer eigenen Stellung als Minderheit im Staate, die Erfassung unserer Eigenart eine überraschend feinfühlig ist. Man ist fast versucht zu meinen, daß diese Beurteilung unmittelbarer, zielsicherer ist, als oft in den auf Grund gelehrten Buch- und Sammelstudiums zustande gekommenen Ergebnissen, denen die Fülle einer sich über das Auslandsdeutschtum ergießenden „Orientierungsliteratur“ entspringt. Wenn natürlich wenige Sage Herren wie Düfel und Höcker nicht alles erschließen konnten, was ihnen als Herausgebern führender Familienzeitschriften wertvoll gewesen wäre, so haben gerade sie mit ihren Berichten doch den Beweis erbracht, daß die wirksamste Propaganda für die Erfassung und für das richtige Verständnis des Auslandsdeutschums und seiner Nachbarvölker derjenige treibt, der die Organe für Menschliches und Natürliches im Völkerleben, der ein gewisses (schwer erlernbares) Fingerspitzengefühl hat. Dank beiden Männern, daß sie mit ihren Artikeln (eine bedeutsame Tatsache!) die unmittelbare Wirksamkeit für das Aus-

landsdeutschtum in ihre für solche Arbeit nicht hoch genug einzuschätzenden Zeitschriften aufgenommen haben!

Welhagen & Klafings und Westermanns Monatshefte sind im ureigensten Sinne binnendeutsche Zeitschriften, sie spiegeln das deutsche Leben vom Zentrum her. Vom Zentrum her kommt, um weitere Stimmen herauszugreifen, auch das Echo, Wochenzeitung für Politik, Literatur, Export und Import. Aber dies ist schon ein Blatt, das den Blick durchaus ins Ausland gerichtet hat. Es trägt Untertitel wie „Deutsche Exportrevue“ oder die stolze Bezeichnung „Das Blatt der Deutschen im Auslande.“ So sieht es die Dinge des Reichs in ihrer besonderen Beziehung zum Ausland und umgekehrt. Für dies Blatt bilden die Auslandsdeutschen den organischsten Bestandteil der deutschen Interessen außerhalb des Reichs. Seine Berichte über Südosteuropa sind demgemäß integrierende Teile des Inhaltes mehrerer Nummern, sie sind beweglich, vielgestaltig, der Schriftleiter Dr. E. Schulz späht mit den scharfen Augen des Wirtschafts- und Kulturpolitikers dauernd aus, über den Gesamtfragen entgehen ihm Einzelheiten nicht, die für die Verfechtung der Probleme in seinem Blatte von Nutzen sind. So entstehen nicht allgemeine Zusammenfassungen, sondern bedeutsame Einzelartikel mit ausgesprochener Stellungnahme zu den Problemen, fußend auch auf genauer, vorher erworbener Kenntnis der Dinge (Probleme des S. H. S. = Staates usw.).

Die von Carl Lange in Danzig herausgegebenen „Ostdeutschen Monatshefte“ endlich stehen heute ganz auf „auslanddeutschem“ Boden. So ist von hier aus das Verstehen, vor allem das Mitfühlen der südosteuropäischen Lage innerlichst gegeben. So wie alle deutschen Menschen, mit denen Lange in Südosteuropa Berührung fand, dieses innere Gleichgestimmtheitsgefühl an ihm besonders empfanden, dieses gewisse unausgesprochene Nähersein mit Menschen gleichen Schicksals — so sind natürlich auch seine Berichte auf einen solchen Ton gestimmt. Die Kraft des Gemütes bricht hier durch. Was er hervorhebt, sind Bilder („Heldenfriedhöfe in Belgrad und Geltau“, „Ein Kirchengang der Siebenbürger Sachsen“), die eben durch die wuchtige Bildhaftigkeit ihre Sprache ergreifen und das Wesenhafteste des ganzen auslanddeutschen Volkstums und Schicksals Gestalt werden lassen.

Universitätsprofessor Dr. von Kleinwächter = Czernowiz †

Vor kurzem wurde in Czernowiz Professor Dr. Friedrich von Kleinwächter unter großer Beteiligung seiner zahlreichen Verehrer und Freunde zu Grabe getragen.

Im Jahre 1875 von der Rechtsakademie Riga als ordentlicher Professor an die neueröffnete Universität in Czernowiz berufen, wirkte Kleinwächter durch Dezennien selbst über die Altersgrenze hinaus nicht nur als Lehrer an dieser Hochschule, sondern auch als Gelehrter in richtunggebender Weise. Er wußte seine in die Tausende

zählenden Schüler durch die klaren Vorträge, in die selbst für die Allgemeinheit so bedeutungsvolle Wissenschaft nicht nur einzuführen, sondern sie auch zum tieferen Eingehen in das Wesen und die Bedeutung dieser durch ihn bahnbrechend gewordenen Wissenschaft anzuregen.

Seine Werke haben in Gelehrtenkreisen geradezu Aufsehen erregt und es wurde die in denselben zum Ausdruck gebrachte neue Richtung vollauf gewürdigt. Selbst im fernsten Osten, in Japan, fanden seine Arbeiten nicht nur Eingang, sondern auch für das nationalökonomische Leben dankenswerte Verwertung.

Bezeichnend für die Bedeutung dieses Gelehrten ist ganz besonders die Tatsache, daß die Czernowitzer Universität, selbst nach Umwandlung in eine rumänische Kulturanstalt nach dem Weltkrieg, Kleinwächter ungeachtet der überschrittenen Altersgrenze von 70 Jahren ersuchte, die Vorlesungen fortzusetzen, welchem Ersuchen er aus Liebe zu seinen Schülern und zur Wissenschaft auch nachkam, bis er dem hohen Alter von fast 90 Jahren d. i. ein Jahr vor seinem Hinscheiden durch Verzichtleistung auf seine Lehrtätigkeit den Tribut leisten mußte.

Sein Wirken beschränkte sich nicht auf die Lehrkanzel und in der Studierstube. Durch populäre Vorträge sowie durch Fühlungnahme mit Gewerbetreibenden wußte er das Gewerbe zu fördern und zu heben. Mit Vorliebe befaßte er sich mit dem Lehrlingswesen. Auch auf diesem Gebiete griff er erfolgreich ein.

So erwarb er sich durch sein hervorragendes selbstloses Wirken das allgemeine Vertrauen der Stadt Czernowitz, die ihm zur zweiten Heimat wurde, indem sie ihn auf die erste Stelle des bedeutendsten Bankinstitutes in der Bukowina, der „allgemeinen Bukowiner Sparkassa“, berief, der er als Direktor mit der ihm eigenen Fachkenntnis und Gewissenhaftigkeit durch mehr als ein Dezennium in der erfolgreichsten Weise leitete.

Dieses fein ersprißliches, sowie volkstümliches Wirken, seine Leutseligkeit und Herzensgüte fanden ihre Auswirkung nicht nur in der Verehrung und Dankbarkeit eines beschränkten Kreises, sondern der ganzen Czernowitzer Bevölkerung, ohne Unterschied der Nation und Konfession. Dieses selbstlose hingebungsvolle Wirken hat auch Kaiser Josef I. durch die Verleihung des Adelsstandes an den Gelehrten und Volksmann Friedrich Kleinwächter gewürdigt. Trotz seiner Toleranz blieb er der aufrechte deutsche Mann, der deutsche Treue und deutsche Gelehrsamkeit über alles hoch hielt.

Und so ist es begreiflich, daß um Kleinwächter nicht nur seine gramgebeugte Gattin und sein dankbarer Sohn, nicht nur die Stammesbrüder, die Deutschen in der Bukowina, sondern auch alle anderen, die seine Schüler, seine Freunde und Bekannten waren, tief trauern. Sein Körper wird verwesen, doch die Saat, die Kleinwächter ausgestreut hat, wird reichlich Früchte tragen!

Bücher der Zeit

Eugen Rühnemann: Aus dem Weltreich deutschen Geistes, Reden und Aufsätze. Zweite Auflage, C. F. Beck'sche Verlagshandlung, München 1926.

Es gibt einzelne Menschen und ganze Menschen- oder Stammesgruppen, die sich ein ganz außerordentliche einprägsame Art des sprachlichen Ausdrucks geschaffen haben. Sie lassen uns vergessen, wie fast unüberbrückbare Unterschiede unsere neuere Zivilisation zwischen geschriebener und gesprochener Sprache geschaffen hat. Sie haben vor allem ihren eigenen Charakter, der in gleicher Weise jede ihrer Äußerungen bestimmt. Wenn ich z. B. aus baltischer Feder Geschriebenes lese, so höre ich die baltische Eigenart in jeder Wendung, im Tonfall, in der Steigerung, in der Abschwächung durch, das ist kein Schriftdeutsch im uncharakteristisch abgeschliffenen Sinne, das ist eben baltisches Deutsch, das aus einem vollen, kräftigen Gemüts- und Geistesleben heraus spricht, das die gleichen Klangwirkungen auch in dem geschriebenen Bilde der Sprache behält. Eugen Rühnemann ist diejenige Persönlichkeit des deutschen Sprachgebietes, die wie keine zweite diesen Einklang zwischen geschriebenem und gesprochenem Wort in den Bereich des Einzelindividuums verpflanzt hat. Jedes Wort, jede Satzperiode (und er bildet mit bewunderungswürdiger Kunst lange, sich immer harmonisch ineinander schließende Perioden), die er spricht, prägen sich dem Hörer wie der festgefügte Rhythmus einer Dichtung ein und könnten ruhig im Druck für immer so stehen bleiben, aber auch jedes Teilchen, jeder ganze Aufbau eines großen Gedankens in seinen Schriften könnte gesprochene, augenblicklich aus dem Auge des Sprechers leuchtende, der geistvollen Stirn entspringende Rede sein. Mit anderen Worten alles bei ihm ist lebendigstes Leben, alles für den Augenblick geschaffen und doch zugleich für die Dauer gehämmert.

Eugen Rühnemann kann mit Stolz nicht nur auf den Umfang deutscher Geistigkeit, sondern auch auf den Flug der eigenen Gedankenwelt sein Buch nennen: Aus dem Weltreich deutschen Geistes. Das Buch ist geboren aus der treibenden Macht des Augenblicks, der weihervollen Stimmung tausender deutscher Herzen und zu tiefst auch aus den großen Problemen, aus dem quälenden und beglückenden Fragen nach dem Sinne und dem Wert, nach der Vergangenheit und der Zukunft des deutschen Volkes. Selten ist es deutschem Professorenschicksal gegönnt gewesen, das deutsche Volk in allen Bezirken seiner Lebensbestimmung so gründlich und tief kennen zu lernen wie Rühnemann, zuerst im Grenzland Posen, dann in der größten Wirtschafts- und Geisteskolonie Deutschlands, in Nordamerika, und schließlich im Wirken an der reichsdeutschen Universität, also im Herzen Deutschlands selbst; aber noch seltener sicher hat einer das deutsche Volk in seinen Fehlern und Vorzügen so großzügig und fein doch erkannt und mitten im Leiden um dies Volk lieben gelernt wie Rühnemann. Und sicher keiner hat dem Beobachteten und Erfahrenen, dem Erfühlten und prophetisch Erschauten einen so schwungvollen, formvollendeten Ausdruck verliehen wie er. Was uns im deutschen Professor und Geheimrat in einer Person zu vereinigen fast Unmöglichkeit schien, in ihm wurde es Ereignis: der Künstler und Weltmann, der Philosoph und Literarhistoriker, der von stärksten Impulsen getragene Gemütsmensch und scharfe Denker, der mit weitausschauendem Blick begabte Realpolitiker und faszinierende Idealist! Wer hätte die Vereinigung solcher Qualitäten in einem deutschen Professor je erwartet, wer könnte sich einen wirksameren Propheten des „Weltreiches deutschen Geistes“ vorstellen als ihn, der zu allem noch ein unerhörtes Formtalent des Schriftstellers und Redners (was bei ihm ja dasselbe bedeutet) besitzt. Eindringlich bis zum äußersten wie seine Rede ist auch sein Buch!

Wozu Einzelheiten? Ob es nun von Luther und dem deutschen Geist, von Herder,

Rant, Schiller und den anderen großen Gestalten und Gestaltern des deutschen Idealismus handelt oder von Dingen deutscher Erfahrung in Amerika oder gar im Europa der Nachkriegszeit — immer sucht es die Deutschtum zu begreifen in den großen, geistigen Traditionen, in den höchsten Aufgaben des Ideals und der Pflicht, in den höchsten Anforderungen der Sittlichkeit und des geistigen Strebens. Hier liegt tatsächlich das Buch vom deutschen Geiste vor, denn der es schrieb, ist den Höhepunkten deutschen Geistes nicht nur als Gelehrter nachgegangen und hat uns eine formvollendete Darstellung in Einzelaufgaben geboten, sondern er hat diesen deutschen Geist in seinem höchsten Stolz, aber auch in seiner tiefsten Qual und Erniedrigung gelebt und erlebt; er trägt ihn in sich als unverlierbaren persönlichen Wert und ist deshalb sein berufener Ränder. Ob nun Kühnemanns Buch in der Fachpresse und bei den Fachgenossen die verdiente Würdigung findet oder nicht — gleichviel. Wir — wir deutsches Volk wollen uns seiner Gabe freuen! Laienhaft und naiv vielleicht, aber die Freude mag uns nicht verdorben werden. Möge es in diesem Sinne ein rechtes Volksbuch sein — auf dem Wege zur Gemeinschaft des ganzen Volkes im Geiste und in der Wahrheit!

Bücherschau

Das Auslanddeutschtum in der Schule. Es ist für uns Auslanddeutsche im hohen Grade erfreulich, zu beobachten, wie es sich überall im Reich rührt, und wie man sich bemüht, Teilnahme und Verständnis für uns und unsere Schicksale in allen Schichten des Volkes zu wecken. Es dürfte wohl in Deutschland kaum eine größere Lehrerorganisation geben, die es nicht auf ihrer letzten Tagung ihren Mitgliedern zur Pflicht gemacht hätte, die Kenntnis des Auslanddeutschtums in ihrem Wirkungsbereich nach besten Kräften zu fördern. Überall wurde die Forderung erhoben, aber bisher fehlte das geeignete Material, um es dem Lehrer zu ermöglichen, das in vollem Umfange in die Tat umzusetzen, was er als richtig und notwendig erkannt hatte. Es war kaum zu erwarten, daß er neben den sonstigen Berufspflichten, die ihn reichlich in Anspruch nahmen, noch umfangreiche Werke durcharbeitete, um für zirka 50 Siedlungsgebiete geeignetes Material zusammenzutragen. Rein sachliche Angaben über Zahlen und Daten genügten ja nicht, denn es galt doch, der Jugend den Stoff in einer Form nahezubringen, die sie wirklich fesselte. Hier entstand nun als wertvolle Hilfe ein Werk, das wohl geeignet ist, allen Forderungen in vollem Umfange zu genügen.

In klarer Erkenntnis der Notlage hat es die Auslandsabteilung vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht übernommen, die vorhandene Lücke zu schließen, und zwar durch die Herausgabe einer Schriftenreihe, die unter dem Namen „Der Deutsche im Ausland“ erscheint. Vier Hefte liegen fertig vor, und das erste ist, wie wir mit besonderer Freude und mit Stolz feststellen, Siebenbürgen gewidmet. Als zweites folgte „Chile“, hierauf „Der Deutsche in Transkaukasien“ und dann „Der Deutsche im Wolgalande“.* Das „Banat“ ist sodann erschienen, und wir begrüßen es, daß dieses Gebiet in Herrn Direktor Nischbach einen Bearbeiter gefunden hat, der es versteht, in feinnüchtiger Weise seiner Aufgabe gerecht zu werden.**

Wenn wir uns in die Hefte vertiefen, so spüren wir bald, daß sie nach einem wohlüberlegten Plan zusammengestellt wurden. Als besonders glücklich müssen wir es

* Aus diesem Hefte bringen wir auf Seite 4ff. eine Probe.

** Eine besondere Würdigung des Banater Hefes bringt die nächste Nummer der Zeitschrift.

bezeichnen, daß nicht Fernstehende über die Verhältnisse und Menschen schrieben und die Dinge von außen her unter einem falschen Gesichtswinkel betrachteten. Nur solche Autoren, die im Lande selbst lebten und mit ihm verwachsen waren, kamen zu Wort. Dabei wurde jede Weitschweifigkeit vermieden, die Sprache ist knapp und kindertümlisch, und es entstanden aus zeitgenössischen Berichten, Schilderungen und Dichtungen einheimischer Schriftsteller farbenfrohe naturwahre Bilder, die vergangene Zeiten lebendig werden lassen und in fesselnder Form die jetzigen Verhältnisse anschaulich darstellen.

Für uns Auslanddeutsche haben diese Hefte deshalb einen so großen Wert, weil wir uns unseren Brüdern in aller Welt durch die Ähnlichkeit der Schicksale in besondere Weise verbunden fühlen müssen und dabei doch eigentlich so wenig von einander wissen. Aber die Auslanddeutschen in Transkaukasien sind wir beispielsweise doch recht schlecht unterrichtet, und wie bei uns wird es in den meisten anderen Schulen sein. Und nun kommen diese Hefte und machen es uns und unserer Jugend so leicht, geistige Brücken des Verständnisses zu den Deutschen in aller Welt zu schlagen.

Mit welcher Sachkenntnis die Hefte zusammengestellt wurden und den jeweiligen Charakter des Landes widerspiegeln, mögen einige Beispiele zeigen. Unser Siebenbürgenheft, das von Schulrat Friedrich Müller-Langenthal in Hermannstadt zusammengestellt wurde, beginnt mit unseren Liedern „Siebenbürgen“ und „Stammgefühl“, und das Sachsenlied fehlt natürlich auch nicht. Erzählungen von Teutsch, Seibert und Langenthal lassen die Geschichte unseres Volkes lebendig werden, die Zeit der Einwanderung, die schweren Kämpfe mit Türken und Kuruzzen, innere Widerstände, die zu besiegen waren und manches andere, von unseren Sitten und Bräuchen erzählt Friedrich Müller-Langenthal und Photographien unserer Burgen und der sächsischen Volksbrachten bilden den Schmuck des Heftes.

Das Chileheft beginnt mit der Eroberung Chiles unter der Regierung Karls V. durch die Spanier, wobei der deutsche Landsknecht Bartolomäus wacker mithilft und später eine besondere Rolle im Lande spielt. Wir sehen Scharen von Auswanderern in der 342 t Bark die gefährvolle lange Seereise antreten, begleiten sie nach ihrer Ankunft in den Urwald und erleben dann mit ihnen den allmählichen Aufstieg, der unter unfäglichen Mühen und Schwierigkeiten vor sich ging. — Den Zug der Schwaben zum fernen Osten schildert das Heft „Transkaukasien“. Hier waren es die Sataren, die mit Mord und Brand die aufblühenden Kolonien immer wieder zu zerstören suchten, bis ihrem Wüten Einhalt geboten wurde, und die Siedlungen sich durch Fleiß und Tatkraft zu großem Wohlstand entwickelten. Ein trauriges Kapitel sind hier wie überall die Folgen, die der Weltkrieg mit sich brachte und die erst allmählich durch gesammelte Kraft überwunden werden konnten. — Die russische Steppe mit ihren Schönheiten im Sommer und den Schrecknissen der Schneestürme steht im Mittelpunkt des Heftes, das das Schicksal der Wolgadeutschen schildert von dem Tage an, wo Kaiserin Katharina sie rief, um wüste Einöden in fruchtbare Felder zu verwandeln, bis zu den letzten Jahren, wo Mißwachs und Dürre den Hungertod in die blühenden Siedlungen brachten.

Welches der Hefte wir zur Hand nehmen, immer haben wir ein lebensvolles, abgerundetes Bild des jeweiligen Siedlungsgebietes vor uns, und so glauben wir, daß in den Heften die Form der auslanddeutschen Jugendschriften gefunden wurde, die uns für unsere Arbeit dringend notwendig ist.

Karl Kurt Klein: Ostland-Dichter. Zehn literarische Bildnisstudien siebenbürgisch-sächsischer Dichter der Gegenwart. 1. Bd. der sieb. Kunstbücher, Klingsor-Verlag 1926. Der rührige Klingsor-Verlag gibt eine Reihe siebenbürgischer Kunstbücher heraus, die von einer literarischen Darstellung eröffnet wird. Es werden kleine Monographien von 10, meist jüngeren Dichtern gegeben. Die Auswahl fiel nicht sehr schwer,

da die Zahl unserer „Dichter“ klein ist, so klein, daß es eher Schwierigkeiten bereitet, zehn Menschen zu finden, denen eine Monographie zu widmen man für nötig hielt. Klein ist als der Literaturhistoriker, der sich der siebenbürgisch-deutschen Literaturgeschichtsschreibung mit Eifer und wissenschaftlicher Befähigung annimmt, sehr geschätzt, auch dies Werkchen bedeutet von diesem Gesichtspunkt aus eine Bereicherung, ob es aber die etwas anspruchsvolle Aufmachung nötig hat, bleibt dahingestellt.

Otto von Grünewaldt: *Erinnerungen (Studentenzeit)*. Verlag F. Wassermann, Reval 1927. Ein Büchlein, das wie wenige geeignet ist, das deutsch-baltische Wesen vor dem Kriege zur unmittelbarsten Anschauung zu bringen. Besonders der Lebensnerv des Baltentums, das akademische Leben in Dorpat, erfährt eine überaus plastische Darstellung. Er ist kein Schriftsteller vom Fach, der hier gestaltet, er ist ein geistig hochstehender Mann, der empfänglich und begeisterungsfähig geliebt ist und mit dem verklärten Blick der Erinnerung jene lichten Jahrzehnte überblickt. Erinnerung! Ein Teil baltischen Wesens lebt in der Erinnerung, auch Dorpat bedeutet heute vielfach nur mehr Erinnerung!

Egon Hajek: *Die Musik, ihre Gestalter und Verkünder in Siebenbürgen einst und jetzt*. Siebenbürgische Kunstbücher II. Band. Klingor-Verlag, Kronstadt.

Die Musik, als wesentlicher Bestandteil sächsischer Kultur, wurde in unserem Schrifttum stiefmütterlich behandelt. Es gab kein zusammenfassendes Buch und nur aus verstreutem Material konnte man sich über Vergangenheit und Gegenwart unserer Musikkultur bisher Orientierung holen. Egon Hajek ist somit einem Bedürfnis entgegengekommen, wenn er der Aufforderung des Verlages, der Reihe Siebenbürgischer Kunstbücher als zweiten Band ein Musikbuch anzufügen, Folge gegeben hat.

Mit „musikfreudiger Entdeckerlust“ hat sich der Verfasser in das weite Gebiet unserer Musik hineingestürzt, daraus mit dichterischer Freiheit das ihm zur Schilderung brauchbar Scheinende herausgeholt und es in fast novellistischer Art zu farbenprächtigen Bildern vereinigt. Da er, wie er es selbst betont, auf gelehrte Geschichtsforschung verzichtet, sind kleinere Lücken und Mängel und eine gewisse subjektive Einstellung unvermeidbar.

Von der Anschauung ausgehend, daß sich Musik an die Person bindet, entrollt der Verfasser in zwangloser Folge die charakteristischen Merkmale einzelner Musikpersönlichkeiten als „relative Gipfel“ und es gelingt ihm in diesem Mosaik die Grundtöne siebenbürgisch-sächsischer Musikentwicklung zu geben. Er greift hiebei in die Vergangenheit und läßt aus ihr als älteste Musikererscheinung den Kronstädter Chronisten und Organisten Hieronymus Ostermayer, den Zeitgenossen und Freund des Reformators Johannes Honterus, lebendig werden. Der erste wirklich bedeutende schaffende Künstler ist jedoch Valentin Greff Baffark. Es ist das Verdienst Hajeks die sächsische Volkszugehörigkeit dieses Virtuosen der Renaissance, des Spätmachers auf Fürstenhöfen und fahrenden Spielmanns, endgültig festgelegt zu haben. Dann folgt Lukas Hedwig, der Komponist der sächsischen Volkshymne, an der Hajek die „überböltische Nähe der Musikklassiker“ zu fühlen meint. Rudolf Lassel als Kirchenmusiker und Lyriker und Paul Richter als Symphoniker sind als Hauptträger des Kronstädter Musiklebens eingehend gewürdigt und aus Hermannstadt kommt die Komponistin Berta Bod zu Wort. Den Höhepunkt erreicht Hajek im Kapitel über Waldemar von Bausnern, dem er auch das Buch gewidmet hat. Hier wächst die Schilderung über den Rahmen einer Geschichtsschreibung heraus und gewiß ist noch niemals Bezeichnenderes über Werke und Bedeutung des Meisters geschrieben worden. Bemerkenswert ist, daß er das typisch Sächsische an Bausners Kunst, in der Sprödigkeit seiner Harmonik, die in der Vermeidung chromatischer Übergänge mittelst sogenannter Alterationen besteht, und in einem leise didaktischen Zug, gefunden zu haben meint.

Mit einem zusammenfassenden Kapitel über unsere großen Ausübenden und über das Musikleben in den Städten, schließt dann das interessante, auch stilistisch feingeschliffene Buch, das nicht nur für den Musiker und Musikliebhaber von Wert ist, sondern als ein auch völkisch wichtiges Werkchen gewiß überall Eingang finden wird.

Oskar Wittstoc d. A.: Im Kampf um Brot und Geist. Darstellungen aus dem Leben und der Entwicklung der deutschen Frau in Siebenbürgen. Honterus-Druckerei, Hermannstadt, 1927.

Ein Buch edlen Frauentums, zusammengestellt von einem geistvollen Manne und Dichter, der durch das Wirken seiner eindringlichen Persönlichkeit die Frauenbewegung Siebenbürgens hervorragend beeinflusst und der auch diesem Buche nicht nur durch die eigenen Beiträge, sondern auch durch die wundervoll feinsinnig abgestufte Auswahl den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat.

Ein Buch edelsten Frauentums und zugleich kulturgeschichtlich von höchstem Wert. Ich verweise auf die vielen unmittelbar aus dem Herzen strömenden, weil ursprünglich sicher nicht für die Veröffentlichung bestimmten Beiträge „unbekannter“ Schriftstellerinnen.

Das Buch ist schon wegen der Einführung Wittstocs, die eigentlich eine fein kristallisierte Darstellung des „Kulturbegriffes“ gibt, wertvoll und verdient über den Rahmen unseres engeren siebenbürgischen Schrifttums weit hinausgehoben zu werden.

Oskar Wittstoc: Aus Transsylvanien und Pennsylvanien. Ernste Worte, gesprochen in zwei Weltteilen. Honterus-Druckerei, Hermannstadt 1927.

Der Verfasser, der als erster eine Erkundungsreise zu den Siebenbürger Sachsen in Amerika unternahm, faßt in dem Büchlein Gelegenheitsansprachen meist aus seiner pfarramtlichen Tätigkeit zusammen (Am Sarge eines Namenlosen, Zur Einweihung des Heltauer Heldenfriedhofs usw.) Zeugnis eines Dichters und Denkers, ist jedes Stückchen eine Perle feinen Formgefühls und künstlerischer Konzeption.

Großdeutsche Erzähler. Herausgeber Fritz Heinz Reimesch und Wilhelm Rumpf. Verlag Großdeutscher Buch- und Zeitschriftenverlag, Berlin. Es gibt Schriftenreihen und -sammlungen auf den verschiedensten Gebieten, es gibt aber bisher keine zusammenhängende und fortlaufende Sammlung wirklich spannender, von anerkannten Schriftstellern geschriebener Erzählungen aus dem Grenz- und Auslandsdeutschum und aus dem entrissenen deutschen Schutzgebieten. Anregungen führender Persönlichkeiten des Grenz- und Auslandsdeutschums folgend, hat daher der „Großdeutsche Buch- und Zeitschriftenverlag G. m. b. H.“ den bekannten Siebenbürger Schriftsteller Fritz Heinz Reimesch und den Leiter der Jugendarbeit des Vereins für das Deutschtum im Auslande, Studienrat Wilhelm Rumpf, gebeten, eine solche Sammlung herauszugeben.

Jeder einzelne Band soll dem Leser, der die breite Masse des deutschen Volkes ohne Rücksicht auf Partei, Stand und Konfession umfaßt, angefangen von der reiferen Jugend der Volks- und höheren Schulen aller Art, dem Fortbildungsschüler und dem jungen Arbeiter bis in die weitesten Kreise aller Schichten der großen grenz- und auslandsdeutschen Verbände hinein, in fesselnder, erzählender und unaufdringlicher Form den Kampf der einzelnen Teile des Grenz- und Auslandsdeutschums in den Schicksalen grenz- und auslandsdeutscher Menschen näher bringen. Bisher sind erschienen:

Bd. 1. Oberschlesien: „Berthold Ringmanns Heimkehr“. Eine Erzählung aus Oberschlesiens Freiheitskämpfen 1919/1924 von Robert Kurpiun.

Bd. 2. Deutsch-Süd-West: „Brennende Steppe“. Erlebnisse aus dem Hereroaufstand von Hauptmann a. D. Steinhardt.

Bd. 3/4. Ostpreußen: „Am die Grenze“ (Doppelband). Ein masurischer Schmuggler-Roman von Otto Boris.

Dr. theol. P. Beda Kleinschmidt O. F. M.: Das Auslandsdeutschum in Übersee und die katholische Missionsbewegung mit besonderer Berücksichtigung von Deutschland und Österreich von 1875 bis 1925. Verlag Uchendorff, Münster 1926. Die von Georg Schreiber herausgegebene Schriftenreihe „Deutschum und Ausland, Studien zum Auslandsdeutschum und zur Auslands-kultur“ leistet wichtige Dienste namentlich für die Kenntnis des katholischen Auslandsdeutschums. Das vorliegende umfangreiche Werk weist nach, eine wie wichtige Rolle im Sinne der Erhaltung auslandsdeutscher Siedlungen die sogenannte „Kolonistenmission“ der katholischen Kirche gespielt hat. Sehr interessant gestaltet sich die während der Darstellung dauernd festgehaltene Vergleichung mit den Parallelerfahrungen auf dem protestantischen Missionsgebiete.



Inhalt

Professor Michael Szafi, Kurator des Baron Brukenthalischen Museums †. Zu seinem Gedächtnis von Bischof D. Friedrich Teutsch.

In deutschen Dörfern an der Wolga von Josef Ponten.

Auslandsdeutsch oder auslandssdeutsch? von Prof. Dr. Oswald Deuerling-München.

Der Letzte von Albert Ribikas-Dorpat.

Dr. Ottokar Kernstock's jüngstes Liederbuch „Der redende Born“. (Zum 78. Geburtstag des oststeirischen Sängers) von Karl Josef-Kienast.

Rundschau: 25 Jahre Deutsche Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Bromberg. — 75 Jahre Bukarester Deutsche Liedertafel. — Auslandsdeutschum in Gießen. — Kalender des Auslandsdeutschums für 1928. — Deutsche Zeitschriftenherausgeber über den Südoften. — Universitätsprofessor Dr. von Kleinwächter-Czernowitz †.

Bücher der Zeit.

Bücherschau.

Herausgeber: Dr. Richard Szafi-Hermannstadt.
Ostland-Verlag, Hermannstadt.



Diese Zeitschrift erscheint am 1. eines jeden Monats im Umfang von 2—3 Druckbogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Ostland-Verlag Hermannstadt (Sibiu), Rumänien, Straußenburggasse.

Preis des Einzelheftes für Rumänien 35 Lei, für das Ausland 0.90 R.-M., Halbjahresbezug für Rumänien 180 Lei, für das Ausland 4.50 R.-M., Jahresbezug für Rumänien 360 Lei, für das Ausland 9 R.-M., für Österreich Jahresbezug 15 Schilling, Halbjahresbezug 7.50 Schilling.

Die Bezugpreise verstehen sich einschließlich Postversand. Zahlungen sind zu leisten im Inland auf das Konto des Deutschen Kulturamtes an die Hermannstädter allgemeine Sparkassa, die Bodenkreditanstalt, beide in Hermannstadt, oder an den Verlag selbst. Im Ausland an die Deutsche Raiffeisenbank, Berlin, W. 9, Rötthenerstraße 39—43. (Zahlung durch Posterslagschein möglich.)